

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Kambodscha

vom 15. Januar bis 26. Februar 2008

**„Dem weltlichen Gesetz kann man entgehen –
dem Gesetz des Karma nicht.“**

**Das Rote-Khmer-Tribunal und die Unfassbarkeit
einer gesellschaftlichen Katastrophe**

Von Karsten Mark

Kambodscha, vom 15. Januar bis 26. Februar 2008



Inhalt

1. Zur Person	254
2. Ein Rad im Getriebe	254
3. Entweder Frieden oder ein Tribunal	257
4. Schrecken ohne Gesicht	261
5. Traum auf zwei Rädern	266
6. Die Macht im Dorfe	268
7. Ex-Kader als Aufklärer	270
8. Trainingsplatz für weiße Praktikanten	272
9. China, Olympia und Darfur	276
10. „Das wird niemals passieren“	279
11. Überleben in der Abstellkammer	280
12. Die Attraktivität des Grauens	285
13. „Sie sollen herausfinden, wer schuldig ist“	286
14. „Sprich nicht schlecht über die anderen und richte keinen Schaden an“	287
15. Epilog	288

1. Zur Person

Es war ein schlichter Zufall, der Karsten Mark zum Schreiben brachte. Eigentlich bereitete er sich für sein Musikstudium vor, als ihn ein Bekannter fragte, ob er nicht mal „was über Musik“ schreiben könne. Aus dem anfänglichen zähen Ringen um Worte wurde zunächst Routine und erst später Leidenschaft. So wechselte er nach ersten journalistischen Gehversuchen als freier Mitarbeiter in der Lokalredaktion der Ruhr Nachrichten in Gelsenkirchen ins Haupthaus nach Dortmund. Mit der Reportage und dem recherchierten Feature fand er seine Genres, die weit mehr boten, als standardisierte Nachrichtenvermittlung. Nach absolviertem Volontariat entschloss er sich, nochmals an die Uni zu gehen und ein Journalistik-Diplom zu machen, um sich die journalistische Liga jenseits der Regionalzeitung zu erschließen. Studienaufenthalte in St. Petersburg und im französischen Tours erweiterten den geografischen Horizont. Seit seiner Rückkehr aus Kambodscha arbeitet Karsten Mark als fester freier Mitarbeiter im WDR-Landesstudio Dortmund und als Freier Autor und Reporter für Tageszeitungen, Agenturen und Magazine.

2. Ein Rad im Getriebe

Es war wieder einer dieser Anrufe, die Nou Va jedes Mal noch ernster zurückließen, als er ohnehin schon wirkte. Er sprach nicht viel am Telefon, hörte mit einer Gespanntheit zu, die zu greifen war, und kommentierte das, was er hörte, immer nur knapp. Es musste um etwas immens Wichtiges gehen, so viel war klar, auch ohne ein einziges Wort verstanden zu haben. Nou Va verlor nicht direkt seine Ruhe, die nach Außen unerschütterlich zu sein schien, bloß wirkte er dieses Mal damit nicht so souverän und gefasst wie sonst – sondern eher hilflos.

Immer wieder hatte sein Mobiltelefon geklingelt – den ganzen Tag über. Und mit jedem Anruf war er schweigsamer geworden. Beim Abendessen weiht er mich schließlich ein in seine Sorgen. „Ein guter Freund ist sehr krank“, sagt Nou Va, „es geht ihm sehr schlecht. Man hat ihn ins Calmette-Hospital gebracht, aber dort wollten sie ihn nicht aufnehmen. Es ist schon zu ernst.“

Ich ahne, was das bedeutet. Das Calmette-Hospital in Phnom Penh gilt als bestes Krankenhaus in ganz Kambodscha – eine Privatklinik mit französischen Ärzten. Wenn die nicht mehr weiter wissen, bleibt nur noch eine letzte Hoffnung: Bangkok. Dort gibt es „western standard“. Und wer es sich leisten kann, lässt sich für größere Behandlungen dorthin ausfliegen. Für Nou

Vas Freund gibt es diese Alternative nicht. Er hat kein Geld und auch niemanden, der ihm welches geben würde.

Nou Va kann ihm im Moment überhaupt nicht helfen, denn wir sind auf einer Rundreise durch die Provinzen. So gibt es niemanden, der ihm oder seiner Frau beistehen könnte, die jeden Moment mit der Geburt ihres ersten Kindes rechnen muss. Drei Tage lang klappert Nou Va mit seinem Fahrer Nuon Mada und mir auf der Rückbank des kleinen Pickup die Dörfer in den Provinzen Kompong Thom und Siem Reap ab, um die Mitarbeiter seines „Outreach“-Projekts zu besuchen. Nou Va hat Jura und Wirtschaft studiert. Jetzt ist er 29 und arbeitet für das Khmer Institute of Democracy (KID), einer Nichtregierungsorganisation, die Anfang der 90er Jahre von kambodschanischstämmigen Amerikanern gegründet wurde. Wie noch einige andere NGOs unterstützt das KID die Arbeit des Rote-Khmer-Tribunals, das nach drei Jahrzehnten die Hauptverantwortlichen des mörderischen Regimes der Roten Khmer in Kambodscha zur Rechenschaft ziehen soll.

Wie viele Menschen die Roten Khmer auf dem Gewissen haben, weiß niemand mit Sicherheit. Die Schätzungen liegen zwischen 600.000 und 3,3 Millionen. Unzweifelhaft hingegen ist, dass kein anderes Regime der Weltgeschichte den Massenmord an Mitgliedern der eigenen Volksgruppe, schließlich gar der eigenen Getreuen, so vehement betrieben hat wie die Roten Khmer. Mehr als ein Fünftel der Bevölkerung verlor in knapp vier Jahren des Terrorregimes zwischen 1975 und '79 sein Leben – durch Mord, Folter, Zwangsarbeit. Die Allermeisten starben letztlich durch politisch verordnete Unterernährung und fehlende medizinische Versorgung, welche ebenfalls in voller Absicht beseitigt worden war. Einige Historiker haben diesen Wahnsinn einen Autogenozid genannt – den Selbstmord eines Volkes. Die Bezeichnung erscheint so paradox und irrational wie die jüngere kambodschanische Geschichte überhaupt.

Den Vereinten Nationen gilt das Rote-Khmer-Tribunal auch wegen dieser besonderen historischen Bedeutung als Leuchtturmprojekt zur Durchsetzung völkerrechtlicher Prinzipien. Niemand soll irgendwo auf der Welt glauben, Verbrechen gegen die Menschlichkeit blieben auf Dauer ungesühnt – so soll das Signal lauten. Unter den Kambodschanern aber überwiegt die Skepsis über den tatsächlichen Nutzen des Tribunals. Die meisten können nicht verstehen, warum es so lange dauern musste, die Verantwortlichen vor Gericht zu bringen. Und sie fragen sich, warum es immer noch dauert, bis die eigentlichen Verhandlungen endlich losgehen. Schließlich sind die Führungskader, die nun vor Gericht gestellt werden, allesamt schon alt und gebrechlich. Lange werden sie nicht mehr in der Lage sein, einen großen Prozess durchzustehen.

Das Khmer Institute of Democracy ist ein Rad im Getriebe des Aufklärungsapparats, der die Kambodschaner von der Wichtigkeit und Richtigkeit des Tribunals überzeugen soll. Keine leichte Aufgabe angesichts einer Institution, deren Funktionsweise schon gut gebildeten Westlern kaum vollständig zu vermitteln ist. Denn das Rote-Khmer-Tribunal ist kein wirklich internationales UN-Gericht wie etwa der Internationale Gerichtshof für das ehemalige Jugoslawien oder jener für Ruanda, sondern lediglich ein „semi-internationales“, was bedeutet, dass kambodschanische und UN-Richter gemeinsam zu ihren Urteilen kommen müssen – und dass sie dafür eine gemeinsame Rechtsgrundlage brauchen.

Das juristische Konstrukt ist annähernd so kompliziert geraten wie das Geflecht internationaler und kambodschanischer Interessen, das unmittelbar damit verknüpft ist. Die umständliche Bezeichnung des Tribunals vermag bereits einen Eindruck von der verzwickten Lage zu vermitteln: „Außerordentliche Kammern an den Gerichten Kambodschas (Extraordinary Chambers in the Courts of Cambodia, kurz ECCC) für die Verfolgung von Verbrechen während der Periode des Demokratischen Kampuchea“ lautet die offizielle Bezeichnung des Tribunals.

Der Zeitrahmen für die verhandelbaren Verbrechen ist exakt auf die Herrschaftsdauer des Rote-Khmer-Regimes beschränkt, weil ein Ausufern der Verfahren verhindert werden soll – und damit nicht womöglich die Interessen weiterer Staaten berührt werden. Denn nirgendwo auf der Welt gab es Stellvertreterkriege mit so vielen mächtigen Beteiligten und mehrfach wechselnden Koalitionen wie in Kambodscha. Nicht nur Ost und West rangen hier um Einfluss, auch chinesische Maoisten und sowjetische Kommunisten standen gegeneinander. Die Roten Khmer erwiesen sich dabei als politisch besonders flexibel. Einst mit chinesischer Hilfe an die Macht gekommen und ständig in Angst, vom CIA unterwandert zu werden, avancierten sie nach ihrem Sturz durch die sowjetisch gestützten Vietnamesen zu Protegés der Westmächte und durften sogar fast zehn Jahre lang Kambodscha als Exilregierung bei den Vereinten Nationen vertreten.

Zwei Bürgerkriege führten sie währenddessen als Dschungel-Guerilla mit Rückzugsgebieten hinter der thailändischen Grenze – erst gegen die vietnamesischen Besatzer, dann gegen eine kambodschanische Regierung, die sie nicht anerkennen wollte. Selbst die weiterhin freundlich gestimmten Vereinten Nationen, die mit ihren Blauhelmen anderthalb Jahre lang eine Übergangsverwaltung aufbauten, konnten daran nichts ändern.

Als es unter ihrer Aufsicht 1993 die ersten Nachkriegswahlen gab, sollten die Roten Khmer sogar als reguläre Partei daran teilnehmen. Die letzten Getreuen Pol Pots aber boykottierten die Wahl und verschanzten sich in ihren letzten Hochburgen an den West- und Nordgrenzen zu Thailand. Fünf wei-

tere Jahre hielten sie dort mit Waffengewalt die Stellung. Unterdessen verloren die unverbesserlichen Rebellen an Fürsprache bei den Vereinten Nationen. Ein Tribunal für die Gräueltaten des ehemaligen Regimes war nicht länger undenkbar. Doch es vergingen noch einmal fünf Jahre, bis sich die neue kambodschanische Regierung und die Vereinten Nationen über Struktur und Inhalte eines Rote-Khmer-Tribunals einigen konnten.

Nachdem das Abkommen dazu 2003 endlich unterzeichnet war, begann ein zähes Pokern um die Dollar-Millionen der reichen Geberländer. Den kambodschanischen Führungseliten war längst klar geworden, dass es sich vor allem der Westen einiges kosten lassen würde, um seine aufwändige UN-Friedensmission von 1992/93 und alle teuren Folgeprojekte weiterhin als großen, nachhaltigen Erfolg feiern zu können. Und die Rechnung ging auf: Kambodscha zahlte nur einen Bruchteil des ursprünglich vereinbarten Beitrags. Die reichen Geber glichen das millionenschwere Defizit aus.

3. Entweder Frieden oder ein Tribunal

Als im Juli 2006 endlich in einer feierlichen Zeremonie 17 kambodschanische und zehn internationale Richter vereidigt wurden, glaubte allerdings niemand mehr so recht daran, dass der Gerichtshof noch verhandlungsfähige Angeklagte zu Gesicht bekommen würde.

Erst recht nicht, als keine drei Wochen später einer der beiden einzigen bis dato verhafteten Beschuldigten, der General Ta Mok, plötzlich starb. Ta Mok, der bis zu seiner Verhaftung oberster Militärkommandeur der Roten Khmer gewesen war, hätte eine Schlüsselrolle bei den Verhandlungen spielen sollen. Nun war der Kronzeuge nicht mehr da.

Doch im Herbst 2007 überschlugen sich die Ereignisse. Innerhalb von nur zwei Monaten ließ die kambodschanische Regierung die vier ranghöchsten verbliebenen Köpfe des Rote-Khmer-Regimes verhaften. Keiner von ihnen musste von der Polizei aufgespürt werden. Alle lebten frei und mit offener Identität, sogar als durchaus angesehene Bürger, in ihren Dörfern an der Westgrenze zu Thailand. Die ehemaligen politischen Führer hatten viele Jahre von der Angst der Regierung profitiert, eine Anklage gegen sie könnte Ruhe und Ordnung in den letzten abgeschiedenen Bastionen der Roten Khmer gefährden. Auch die Vereinten Nationen ließen Pol Pots Getreue lieber in Frieden, so lange deren Truppen noch halbwegs organisiert und bewaffnet waren. „Entweder gibt's jetzt ein Tribunal, und es bricht wieder Krieg aus. Oder wir wahren den Frieden, und das Tribunal gibt's später“, hat man uns noch 1999 gesagt“, erzählt der Pressesprecher des Rote-Khmer-Tribunals Reach Sambath. So galten die ehemaligen Mitglieder des Terror-

regimes sogar auf ausdrücklichen Rat der Vereinten Nationen als unantastbar. Und daran hatten sie sich zunehmend gewöhnt.

Khieu Samphan, das offizielle Staatsoberhaupt des „Demokratischen Kampuchea“ der Roten Khmer, befielen 2004 zum ersten Mal Sorgen, es könnte doch noch zu einer Anklage kommen. Das berichtet sein französischer Anwalt Jacques Vergès, der Khieu schon seit den 1950er Jahren kennt. Khieu war damals Gaststudent an der Pariser Sorbonne, wo er 1959 über die Wirtschaft Kambodschas promovierte. Vergès war kommunistischer Studentenfürher und Gesinnungsgenosse von Khieu Samphan – übrigens auch anderer kommunistischer Stipendiaten aus dem damaligen französischen Protektorat Kambodscha wie Saloth Sar, der sich später Pol Pot nennen sollte und bis 1953 in Paris Radioelektronik studierte. Mehr als ein halbes Jahrhundert später saßen Khieu und Vergès noch einmal zusammen und schmiedeten Pläne: dieses Mal eine Verteidigungsstrategie für ein mögliches Gerichtsverfahren. Nach vier Tagen kam der Pariser Anwalt allerdings zu dem Schluss, sein alter Freund Khieu habe nichts zu befürchten, weil er „unschuldig“ sei. Schließlich habe er nie eine Position im Polizei- oder Sicherheitsapparat der Roten Khmer gehabt – „lediglich eine technische Rolle“ als repräsentierendes Staatsoberhaupt. Und überhaupt, findet Vergès, habe es keinen Völkermord gegeben in Kambodscha: „Die allermeisten Menschen kamen durch Hunger und Krankheit ums Leben.“

Vergès hat indes Erfahrung mit Massenmördern. Er verteidigte 1987 den „Schlächter von Lyon“ Klaus Barbie und 1997 den Terroristen Carlos. Auch Slobodan Milošević war sein Mandant vor dem Kriegsverbrechertribunal in Den Haag. Dieses sei „eine Farce“, hatte Vergès damals gepoltert, reine „Siegerjustiz“. Für das Rote-Khmer-Tribunal hat er nun noch eine Steigerung parat. „Was sich da abspielt, grenzt an Lynchjustiz“, sagte er in einem Interview mit dem Spiegel.

Vergès gefällt sich in der Rolle des Bad Guys und liefert seinen Mandanten zwar keine besonders originellen, aber doch die einzig möglichen Argumente: Erstens seien sie Opfer einer Siegerjustiz, die die Vergangenheit aus eigenem Interesse verzerre. Und zweitens hätten sie von all jenen Gräueln, die sich beim besten Willen auch von ihm nicht leugnen lassen, schlicht nichts gewusst. Überhaupt seien nicht die Roten Khmer verantwortlich für die Hunderttausende von Hungertoten, sondern die „Blockadepolitik der USA“. Der ausgebuffte Advokat weiß, dass er sich mit dieser Argumentation am Ende immer noch auf die Rolle des Opfers einer übermächtigen Siegerjustiz zurückziehen kann.

Ob sich das Rote-Khmer-Tribunal auf solch eine außenpolitisch zentrierte Verteidigungsstrategie einlässt, ist eher fraglich. Unterdessen sprechen die historisch gesicherten Tatsachen auch ziemlich deutlich gegen Vergès' The-

sen. Denn während die Roten Khmer das eigene Volk verhungern ließen, exportierten sie zugleich Reis nach China und in andere Länder. Reis war der letzte Devisenbringer einer in die Steinzeit zurück katapultierten Agrarwirtschaft. Und die medizinische Unterversorgung resultierte vor allem daraus, dass beinahe sämtliche Ärzte und Krankenschwestern im Land – als Teil einer potenziell gefährlichen Intelligenzija – systematisch ermordet wurden. Ersetzt wurden sie durch Personal ohne Ausbildung, dessen „Behandlungen“ den Zustand der Patienten oft noch verschlimmerte.

Nichtsdestoweniger machten sich die alten Kader der Roten Khmer die Argumente ihres ehemaligen Pariser Kampfgefährten Vergès begierig zu Eigen – und schluckten sie als hochwirksame Beruhigungspille. Die Verhaftungen rund drei Jahre nach Vergès' Besuch im Westen Kambodschas geschahen offensichtlich überraschend für die Verhafteten. „Um offen zu sein“, sagt Tribunal-Sprecher Reach Sambath, „auch ich hätte niemals geglaubt, dass dies jemals passieren würde.“

Seitdem hat zumindest die Vor-Kammer des Strafgerichts ihre Arbeit aufgenommen. Von einem reibungslosen Ablauf kann indes immer noch keine Rede sein. Mal verlangt die kambodschanische Anwaltskammer horrenden Gebühren von den ausländischen Strafverteidigern, und ist diese Forderung endlich wieder vom Tisch, lässt sie einen wichtigen öffentlichen Anhörungstermin nur deshalb platzen, weil ein ausländischer Verteidiger einen Formfehler bei seiner Verteidigung begangen haben soll. Die Vertagung kostet weitere Wochen im Ablauf des *Procedere*. „Es ist kein Geheimnis“, sagt der deutsche Jurist Jörg Menzel, „dass die Anwaltskammer dem Tribunal skeptisch gegenübersteht. Und dass sie um politischen Einfluss ringt.“

Menzel gilt als Völkerrechtsexperte und unterrichtet angehende kambodschanische Juristen an der Universität. Er arbeitet seit Jahren in Phnom Penh als Rechtsberater des kambodschanischen Senats – der zweiten gesetzgebenden Kammer neben der Nationalversammlung. Regierungskritiker halten das erst 1998 nachträglich geschaffene Gremium für politisch bedeutungslos und ein reines Versorgungswerk für weggelobte Funktionäre. Menzel kennt diese Kritik. Auf vehementen Widerspruch stößt sie bei ihm nicht. Doch er gehört zu den Optimisten unter den Entwicklungshelfern, oder zumindest zu jenen, die sich mit den Gegebenheiten abgefunden haben. Die Offenheit der kambodschanischen Korruption aber überschreitet zuweilen auch seine Toleranzgrenze. Dass sich gleich mehrere reiche Geschäftsleute in den Kreis der Senatoren offenbar eingekauft haben, findet auch Menzel „ziemlich peinlich“ für ein politisches System, das offiziell als demokratisch gilt.

Das Rote-Khmer-Tribunal muss sich ebenfalls regelmäßig gegen Vorwürfe wehren, in den Reihen der kambodschanischen Juristen gebe es Korrup-

tion. Gepaart mit den gleichermaßen regelmäßigen Alarmmeldungen an die Geberländer, dem Tribunal drohe wieder einmal das Geld auszugehen, bringen sie das öffentliche Ansehen der Institution zusehends in Gefahr. Das zeigen die zunehmend resignierten bis wütenden Reaktionen des Publikums bei öffentlichen Informationsveranstaltungen.

Man kann es den Kambodschanern kaum verdenken, wenn sie glauben, die Verfahren würden absichtlich so lange verzögert, bis keiner der Angeklagten mehr lebt oder zumindest nicht mehr vor Gericht erscheinen kann. Eine solche Strategie würde nur zu gut in das gewohnte Schema passen, das viele westliche Beobachter der kambodschanischen Gesellschaft als eine „Kultur der Straflosigkeit“ genannt haben. Wer reich und politisch einflussreich ist oder es sich leisten kann, Zeugen, Polizisten und/oder Richter zu kaufen, braucht in der Regel nicht zu fürchten, bestraft zu werden – zumindest sofern er sich nicht noch einflussreichere Feinde in der Politik gemacht hat. Wie sehr die Fakten gegen ihn sprechen, spielt dabei nicht zwingend eine große Rolle. Was sich nicht sofort unter den Teppich kehren lässt, wird unter dem Verweis auf „noch andauernde Untersuchungen“ einfach ausgesessen, bis niemand mehr danach fragt.

Warum also sollten die Kambodschaner annehmen, dass es beim Rote-Khmer-Tribunal anders lief? Regelmäßig ist in der Zeitung zu lesen, dass einer oder mehrere der betagten Häftlinge in eine Klinik zur Behandlung oder Untersuchung eingeliefert wurden. Und schließlich betonen selbst die offiziellen Sprecher des Tribunals oft genug, wie wichtig es sei, voranzukommen, so lange die Angeklagten noch halbwegs gesund blieben. Das Argument kommt immer dann aufs Tapet, wenn es darum geht, neue Gelder einzuwerben. Skeptikern gegenüber heißt es hingegen, die Verfahren könnten nicht beschleunigt werden, weil alles juristisch korrekt ablaufen müsse und man sich keinen Fehler erlauben wolle.

Unterdessen fällt es den Repräsentanten schwer, die immer gleichen Fragen der breiten Bevölkerung halbwegs einfach und eindeutig zu beantworten: Warum stehen nur die obersten Roten Khmer vor Gericht? Warum hat man sie jetzt eingesperrt, nachdem sie jahrelang keiner angerührt hat? Warum gibt es keine Entschädigungen für einzelne Opfer?

Aber es ist nicht allein die Kluft zwischen Recht und Gerechtigkeit, die die Menschen bewegt. Es sind auch erstaunlich einfache, grundlegende Fragen bis hin zu: Wer sind die fünf Gefangenen überhaupt? Tatsächlich konnten viele Kambodschaner mit den Namen der Angeklagten zu Beginn der Medienberichte und der Aufklärungskampagnen nicht viel anfangen. Schließlich liegt das statistische Durchschnittsalter im heutigen Kambodscha nur etwas über 21 Jahren. Ein gutes Drittel der Bevölkerung ist sogar noch minderjährig. Und jeder, der jünger als 35 ist, konnte das dunkelste Kapitel der

kambodschanischen Geschichte bis vor einigen Jahren nur aus Erzählungen kennen. In den meisten Familien aber wurde nicht viel darüber gesprochen. Und in der Schule war das „Demokratische Kampuchea“ der Roten Khmer auch kein großes Thema. So lange die Roten Khmer politisch toleriert wurden, durften sie im Geschichtsunterricht nicht als Kriegsverbrecher dargestellt werden – also klammerte man sie weitgehend aus. Und selbst die älteren Kambodschaner wissen oft nicht viel über die damalige Staatsspitze.

4. Schrecken ohne Gesicht

„Wir brauchen Fernsehbilder“, sagen Nou Vas Mitarbeiter in den Dörfern, „die Leute wollen die Angeklagten sehen.“ Denn das Schreckensregime der Roten Khmer hatte für die Beherrschten seinerzeit kein Gesicht. Die kommunistische Staatsgewalt berief sich stets auf „Angka“, die „Organisation“, wenn sie ihre Landsleute drangsalierte. Es galt alles zu vermeiden, was einen bei Angka in Misskredit oder auch nur in Verdacht bringen konnte. Denn Angka ließ ihre Feinde erbarmungslos bekämpfen, in aller Regel also ermorden. Dass sich hinter der mysteriösen „revolutionären Organisation“ (Angka padevat) die Kommunistische Partei Kambodschas verbarg, war zwar nahe liegend, wurde aber erst zweieinhalb Jahre nach der Machtergreifung der Roten Khmer erstmals offiziell eingeräumt. Es war der Mann an der Spitze von Angka, der die Existenz dieser Partei in einer Rede bestätigte: Saloth Sar alias Pol Pot, der „Bruder Nummer eins“. In der westlichen Geschichtsschreibung hat sich das „Pol-Pot-Regime“ als Synonym für die Diktatur der Roten Khmer durchgesetzt. Sie selbst nannten es das „Demokratische Kampuchea“, eine „Volksrepublik“ nach chinesischem Vorbild, bloß noch extremer in ihrer ideologischen Ausrichtung. Tatsächlich gab es statt Demokratie ein straffes Führerprinzip mit bedingungslosem Befehl und Gehorsam bis hinauf in die Spitze von Angka. Doch anders als Gewaltherrscher ähnlicher Skrupellosigkeit wie Hitler oder Stalin war Pol Pot nicht an einem Personenkult interessiert. Einer der paranoiden Grundzüge des Rote-Khmer-Regimes war ein extrem ausgeprägter Verfolgungswahn, der zu höchster Geheimhaltung und einer unkontrollierbaren Spirale von Denunziationen und politischen Säuberungen bis in die Führungsebenen hinein führte. Auf das Volk wirkte eine gesichtslose Organisation sogar noch einschüchternder und Furcht einflößender als ein grausamer Tyrann. Angka erschien ihm wie eine übernatürliche Macht.

Pol Pot mied die Öffentlichkeit konsequent. Erst als Kambodschas König Norodom Sihanouk sich 1976 nicht länger als repräsentativer Strohmann für das Terrorregime einspannen ließ, tauchte Pol Pot als Regierungschef

auch namentlich auf. Die unvermeidlichen Auftritte vor der Öffentlichkeit aber überließ er lieber seinem Außenminister Ieng Sary oder dem offiziellen Staatsoberhaupt Khieu Samphan. Es waren Auftritte für die internationale Öffentlichkeit, denn das eigene Volk war – aus den Städten vertrieben und aller Medien und Kommunikationswege beraubt – eh nicht zu erreichen. So hat es Pol Pot – anders als im Westen – in seinem eigenen Heimatland geschafft, sich dem öffentlichen Bewusstsein dauerhaft zu entziehen. Pol Pot ist für die meisten Kambodschaner bis heute ein Phantom geblieben – zu schattenhaft, um als Ziel des Volkszorns zu taugen.

Die Chance, das Phantom als Wahnsinnigen aus Fleisch und Blut zu entzaubern, ist ein für allemal verstrichen: Im April 1998 starb Pol Pot in *Ânlóng Vêng*, dem letzten Hauptquartier der Roten Khmer ganz im Norden Kambodschas an der Grenze zu Thailand. Vermutlich setzte eine Überdosis Medikamente seinem Leben ein Ende, möglicherweise war es ein Selbstmord. Die näheren Umstände wurden nie geklärt. Für die meisten Kambodschaner außerhalb der nördlichen Enklave verschwand mit Pol Pot bloß ein dunkler böser Schatten, der für sie niemals greifbar gewesen war. Allein innerhalb seiner Entourage erfuhr der Despot kurz vor seinem Ableben noch jene Entzauberung, die für ganz Kambodscha hätte heilsam sein können. Der „Bruder Nummer eins“ wurde von seinem General Ta Mok entmachtet und von einem Volkstribunal der eigenen ehemaligen Getreuen zu lebenslanger Haft verurteilt.

Pol Pot hatte noch 1998 – knapp 19 Jahre nach seinem Sturz durch die Vietnamesen und nun im Kreise der letzten verbliebenen Rote-Khmer-Guerilleros in *Ânlóng Vêng* – ein Terrorregime geführt. In einem letzten Machtkampf zwischen den Führungskadern ließ er kurzerhand seinen einstigen engen Vertrauten Son Sen, den „Bruder Nummer vier“, samt seiner gesamten Familie grausam ermorden. Ta Mok, der seine Machtübernahme schon länger vorbereitet hatte, ließ Pol Pot daraufhin verhaften. Um ihn loszuwerden, soll Ta Mok sogar den USA eine Auslieferung Pol Pots angeboten haben. Der alte einbeinige General, dem seine rücksichtslosen Säuberungsaktionen in den 1970er Jahren den Beinamen „der Schlächter“ eingebracht hatten, spekulierte wohl auf eine Amnestie oder zumindest einen guten Deal mit der neuen Regierung. Dass er im Gefängnis sterben würde, hatte er wohl nicht erwartet.

Die Motivationen der Roten-Khmer-Kader für ihren extremen Terror in den eigenen Reihen blieben bis zuletzt schwer nachvollziehbar. Die einzige Konstante darin scheint das unbedingte Streben nach persönlicher Macht gewesen zu sein – und die Angst vor deren Verlust in einem ständig unübersichtlicher werdenden Geflecht des Misstrauens. An die Stelle der einstigen kommunistisch-maoistischen Visionen jedenfalls trat bei den meis-

ten schlichtes kapitalistisches Gewinnstreben. Als Guerilla verdienten die Roten Khmer das Geld für ihren Zermübungskrieg mit Edelsteinen, Tropenholz und Reis, die über Thailand abgesetzt wurden, aber auch mit Drogenschmuggel. Anders als ihr paranoider Anführer wussten die meisten der einstigen Vertrauten Pol Pots, wann es Zeit war, den militärischen Kampf zu beenden, um den eigenen Kopf zu retten und das eigene Geschäft nicht zu gefährden.

Ieng Sary war der Erste, der sah, dass diese Zeit für ihn gekommen war. Er hatte schon im September 1996 mit Pol Pot gebrochen und wusste wohl, dass es für ihn sicherer war, die Gebiete der Roten Khmer zu verlassen. Im neuen Kambodscha aber musste er ein altes Gerichtsurteil fürchten. 1979 waren er und Pol Pot wegen Völkermords in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden. Das Tribunal war von der provisorischen Übergangsregierung der von Vietnam installierten „Volksrepublik Kampuchea“ abgehalten worden. Dieser Regierung gehörten damals schon Hun Sen, der jetzige Ministerpräsident, und Chea Sim, der heutige Senatspräsident und Generalsekretär der Regierungspartei CPP, als Minister an.

Die Todesstrafe war allerdings 1993 auf Druck der Vereinten Nationen abgeschafft worden. Und der neuen alten Staatsspitze des nun zur konstitutionellen Monarchie gewandelten „Königreichs Kambodscha“ war ein Ende des Bürgerkriegs weitaus wichtiger als ein 17 Jahre altes Gerichtsurteil. Hun Sen veranlasste also König Norodom Sihanouk, Ieng Sary zu amnestieren. Der brachte zum Dank gleich ein knappes Drittel der verbliebenen Rote-Khmer-Kämpfer mit, die der Staatschef sogleich in die regulären Truppen integrieren ließ. Um sicher zu stellen, dass sich die ehemaligen Roten Khmer aus den politischen Konflikten zwischen Hun Sens CPP und den von der Mehrheit des Volkes gewählten Royalisten heraushielten, gewährte der Ministerpräsident ihnen auch noch das Privileg, ihre einträglichen Edelstein- und Tropenholz-Geschäfte in Pailin weiterführen zu dürfen.

Der einstige „Bruder Nummer zwei“, Nuon Chea, und das einstige offizielle Staatsoberhaupt des Demokratischen Kampuchea, Khieu Samphan, folgten zwei Jahre später Iengs Beispiel. Auch sie ergaben sich der Regierung nicht, um in Gefangenschaft zu gehen. Sie ersuchten das neue Staatsoberhaupt Hun Sen vielmehr, sie als „normale Bürger“ wieder in Staat und Gesellschaft aufzunehmen. Der Bitte „Ihrer Exzellenzen“ wurde am ersten Weihnachtstag 1998 höflichst entsprochen. Ihre Ankunft in Phnom Penh soll wie die Heimkehr alter Helden gewirkt haben, berichten Augenzeugen. Und von Hun Sen ist überliefert, dass er den Anlass nutzte, um seinem Volk vorzuschlagen: „Lasst uns gemeinsam ein Loch graben, und die Vergangenheit drin begraben.“

Nuon Chea und Khieu Samphan konnten – nach einem Abstecher an den Strand von Sihanoukville im Süden Kambodschas – ebenfalls weiter in Ruhe ihren Geschäften in Pailin nachgehen.

Anders als Ieng Sary und seine Frau Ieng Thirith, die sich eine Villa in Phnom Penh kauften, blieben Nuon Chea und Khieu Samphan noch mehr darauf bedacht, langfristig möglichst wenig in der Öffentlichkeit zu stehen und blieben meistens in Pailin.

Für den 80-jährigen Nuon Chea kam neun Jahre nach seiner Wiedereinbürgerung die Verhaftung im September 2007 im Wortsinn aus heiterem Himmel. Mit einem Hubschrauber wurde er aus dem Dschungel von Pailin zum Sondergefängnis des Rote-Khmer-Tribunals vor den Toren Phnom Penhs gebracht. Im November erfolgte die Verhaftung von Ieng Sary, ebenfalls 80, und seiner Frau Ieng Thirith, 75, die die Sozialministerin der Roten Khmer gewesen war. Eine Woche darauf holte die Polizei Khieu Samphan, 76, der wegen eines Schlaganfalls behandelt wurde, aus einem Krankenhaus in Phnom Penh ab.

Staatschef Hun Sen konnte sich zu den Verhaftungen auf eine alte Stellungnahme berufen, die er schon 1999 abgegeben hatte, nachdem ihm – ob seiner freundlichen Aufnahme der gar nicht reuigen Rebellen zurück „in den Schoß der Nation“ – scharfe Kritik entgegen geschlagen war. Er hatte darin argumentiert, Nuon Chea und Khieu Samphan hätte er gar nicht amnestieren können, weil es damals weder Anklagen noch Haftbefehle gegen sie gegeben habe. Und die Amnestie für Ieng Sary habe schließlich der König – und nicht er – erteilt. Dass es inoffiziell allerdings ein Stillhalteabkommen gegeben haben muss und dass die Idee zur Amnestie Ieng Sarys vermutlich nicht vom König ausgegangen war, bleibt bis heute unausgesprochen.

Eine gewisse Erklärungsnot blieb also, beschränkte sich aber allein auf den Fall des hochoffiziell amnestierten Ieng Sary. Und da sprangen die internationalen Juristen in die Bresche. Die Amnestie beziehe sich auf den Vorwurf des Völkermords, argumentierten sie, und in diesem Punkt werde man aller Wahrscheinlichkeit nach eh keine Anklage erheben. Es gehört zu den Absurditäten des Völkerrechts, dass ein Mord am eigenen Volk nicht als Völkermord gelten kann. „Die Anklage wird stattdessen wohl auf Verbrechen gegen die Menschlichkeit lauten“, erklärt der Hamburger Staatsanwalt Jürgen Assmann, der für die kambodschanische Anklägerin am Tribunal arbeitet, „vom Strafraumen her macht das überhaupt keinen Unterschied.“

Kritiker des Tribunals vermuten, Hun Sen und seine Regierung hätten es einfach nicht riskieren wollen, dass die regelmäßigen Dollar-Millionen für die kambodschanische Justiz versiegten und deshalb die alten Kader der Roten Khmer letztlich doch als Opfer dargebracht. In der Tat ist es schwer zu glauben, dass Hun Sen, der auch schon einmal in einer saloppen Verkürzung

seiner Erklärung von 1999 gesagt hatte, er wisse gar nicht, wofür die ehemalige Staatsführung überhaupt verurteilt werden sollte, eine grundlegende Kehrtwende seiner Überzeugungen vollzogen habe.

Unterdessen will das Volk endlich Bilder sehen von den Verantwortlichen für all das Leid, das sie über ihr Volk gebracht haben. Wie überall auf der Welt wird auch in Kambodscha am ehesten das geglaubt, was die Leute selber sehen können. Das kambodschanische Fernsehen hat ihnen da wenig zu bieten. Journalismus findet auf dem Bildschirm kaum statt. Stattdessen gibt es Boxen, Seifenopern, Popmusik und endlos lange buddhistische Zeremonien. In den raren Nachrichtensendungen werden vor allem die Leistungen der Regierungspartei gepriesen. Sämtliche kambodschanische Fernsehsender gelten als von der Regierung kontrolliert. Und diese gibt sich nicht einmal Mühe, ihren Einfluss zu kaschieren. Die Sender gehören entweder unmittelbar den Kindern des Ministerpräsidenten Hun Sen oder seinen engen Vertrauten.

Das Engagement der regierenden kambodschanischen Volkspartei CPP (Cambodian People's Party) für das Rote-Khmer-Tribunal galt vielen Beobachtern bis zu den Verhaftungen im Herbst 2007 als reines Lippenbekenntnis. Schließlich hatten Hun Sen und seine politischen Getreuen für das Tribunal mehr Probleme aufgeworfen als gelöst. Und ihr eigener biografischer Hintergrund verstärkte den Verdacht, das Tribunal in Wirklichkeit gar nicht zu wollen: Hun Sen und Chea Sim gehörten zu den Rote-Khmer-Kommandeuren, die rechtzeitig erkannten, dass ihnen die eigene Führung an den Kragen wollte. Als Kader der Ostprovinzen, die an Vietnam grenzen, gerieten sie schon bald unter Generalverdacht. Die Nähe zum Feind machte die eigene Gefolgschaft im Osten für Pol Pot zu potenziellen Kollaborateuren. Und solche galt es schon vorsichtshalber auszuschalten. Ironie des Schicksals war, dass Pol Pot seine Kommandeure damit erst zu einem erfolglosen Putschversuch und dann tatsächlich in die Arme des vietnamesischen Feindes trieb. Sie liefen über, um nicht ermordet zu werden. Und kehrten 1979 nach Phnom Penh zurück, um im Auftrag der neuen Herren aus Hanoi die Macht zu übernehmen.

Eine wirkliche Aufarbeitung der traumatischen Jahre des Demokratischen Kampuchea mit seinen Killing Fields und Todeslagern hat es in Kambodscha aber auch dann nicht gegeben. Die Bemühungen der vietnamesischen Besatzer, die Verbrechen der Roten Khmer öffentlich anzuprangern, wurden unmittelbar als Feind-Propaganda diskreditiert. Denn die meisten Kambodschaner haben die Vietnamesen nicht als freundliche Befreier empfunden, sondern als feindliche Eroberer. Bis heute glauben viele Kambodschaner, das fruchtbare Mekongdelta, das bis ins späte 18. Jahrhundert eng mit ihrem Königreich verbunden war, sei widerrechtlich

von den Vietnamesen geraubt worden. Und auch die Vereinten Nationen gaben sich auf Druck der USA, ihrer asiatischen Verbündeten und auch Chinas alle Mühe, die Glaubwürdigkeit der mit den Sowjets paktierenden Vietnamesen zu erschüttern. Die Roten Khmer kamen dem Westen und den Chinesen als schlagkräftige Guerillatruppe gegen die Expansionsbestrebungen Vietnams gerade recht. Von Verbrechen gegen die Menschlichkeit wollte man zu Zeiten des Kalten Krieges lieber nicht allzu viel wissen. So bekamen die Roten Khmer als offizielle Vertreter einer Exilregierung den kambodschanischen Sitz bei den Vereinten Nationen – fast zehn Jahre lang. Auch diesen Sündenfall möchten die Vereinten Nationen mit dem Rote-Khmer-Tribunal wieder gutmachen. Indes machen die Großmächte USA und China, die mit ihren Investitionen einen Großteil der kambodschanischen Wirtschaft am Laufen halten, ihren Einfluss bis heute geltend. Das Tribunal hat auch deshalb nur über Verbrechen zu verhandeln, die während der Zeit des Demokratischen Kampuchea verübt wurden. Niemand soll auf die Idee kommen, die Verwicklungen der Großmächte in die Politik und das Leid des Landes vor Gericht zu thematisieren – so wie es Jacques Vergès gerne möchte. Auch das verstehen viele Kambodschaner nicht. „Die vielen Bomben, die die Amerikaner auf unser Land geworfen haben – waren die etwa kein Verbrechen?“, fragen sie und bringen Nou Vas Mitarbeiter regelmäßig in Verlegenheit.

5. Traum auf zwei Rädern

Noun Mada ist ein angenehmer Fahrer: gewissenhaft, vorsichtig, nie zu schnell – ein echter Chauffeur alter Schule. In Kambodscha ist er damit eine ziemliche Ausnahmeerscheinung. Auf den Straßen herrscht allein das Recht des Stärkeren. Um im unübersichtlichen Stadtverkehr von Phnom Penh bestehen zu können, bedarf es zumindest eines Motors. Mit dem Fahrrad bewegen sich fast nur Weiße fort. Und selbst die Fahrradrickschas, die Cyclos, werden immer seltener. Ihre Stelle nehmen zunehmend die lautmalerisch Tuk-Tuk genannten Mopedrickschas ein, die auf ihren zweirädrigen Anhängern vier Fahrgäste oder entsprechend sperrige Lasten transportieren können. Wer es sich leisten kann, fährt ein eigenes Moped. „Honda Dream“ heißt das am weitesten verbreitete Traummodell des kambodschanischen Mittelstandes. So ein Moped ist in Kambodscha nicht viel billiger als anderswo – gemessen am Einkommen der meisten Kambodschaner kostet es ein kleines Vermögen. Deshalb muss eines meist reichen für die gesamte Familie. Vater, Mutter und zwei Kinder finden bequem auf der Sitzbank Platz. Kinder und Jugendliche fahren sogar zu Fünft. Größere Motorräder sind

eher selten. Meist sitzen weiße Männer mittleren Alters auf den geliehenen Geländemaschinen und suchen nach Freiheit und Abenteuer. In Phnom Penh schwirren die Mopeds zu Stoßzeiten wie Ameisen durch die Stadt. Und weil der Verkehr tagsüber kaum einmal abreißt, haben sich eigentümliche Verkehrsregeln eingebürgert. Wer links abbiegen will, wartet nicht etwa auf eine geeignete Lücke im Verkehr – da könnte er lange warten. Stattdessen steuert er als Geisterfahrer ganz links am Gegenverkehr vorbei und wechselt, sobald es geht, durch den Gegenverkehr hindurch auf die eigentliche Fahrspur. Das System funktioniert weitgehend unfallfrei, weil jeder darauf angewiesen ist, dass der Strom nicht ins Stocken gerät. Also passen alle auf, zwingen sich durch jede kleine Lücke, die sich ergibt, geben aber auch anderen nach. Niemand käme auf die Idee, über die Vorfahrt zu diskutieren, es gibt schließlich Wichtigeres zu tun. Der Stadtverkehr kostet eh schon viel zu viel Zeit jeden Tag.

Für Autos gilt all dies indes nicht. Autos sind in erster Linie Statussymbole mit eingebauter Vorfahrt. Mit Autos wird gezeigt, wie viel Macht man hat. Understatement ist in Kambodscha keine Kategorie. Wer es sich leisten kann, fährt Lexus und lässt sich den Namen der Edelmarke auch in möglichst großen Lettern auf den Wagen kleben. Selbst riesige Hummer-Geländewagen sind in Phnom Penh unterwegs – während sich die Armen in den Seitenstraßen das Fleisch von Ratten zubereiten, weil sie sich sonst überhaupt kein Fleisch leisten könnten.

Auch wenn insgesamt weit weniger Autos auf den Straßen sind als in reichen Ländern, ist es doch erstaunlich, wie viele teure Geländewagen das Straßenbild bestimmen. Vor allem der Umstand, dass Kambodschas Wirtschaft und auch das Staatswesen vor allem von Entwicklungshilfe getragen werden, stimmt nachdenklich. Rund 300 Millionen Dollar an Hilfgeldern sollen jedes Jahr in Kambodscha versickern, schätzen Experten.

In unserem kleinen Ford-Pickup spielen wir in der Verkehrshierarchie von Phnom Penh eher eine mittlere Rolle – etwa auf der Höhe der Toyota Camrys, die hier jene fahren, die es zu bescheidenem Wohlstand gebracht haben. Auf dem Lande aber erregt allein schon der Umstand, dass wir uns auf vier Rädern bewegen, Aufsehen. Vermutlich auch deshalb, weil es so umständlich ist. Im Schritttempo und mit großen ausladenden Lenkbewegungen laviert uns Noun Mada durch eine Kraterlandschaft mit riesigen Schlaglöchern, die die Dorfstraße bildet. Wir sind im Osten der Zentralprovinz Kampong Thom, in etwa auf halbem Weg zwischen Phnom Penh und Kambodschas Touristenzentrum Siem Reap, das im Schatten der Tempel von Angkor Wat liegt. Chan Thot wartet bereits vor seinem Haus auf uns.

6. Die Macht im Dorfe

Es ist eine einfache Bambushütte, wie sie auf dem Lande überall zu sehen sind: auf Stelzen gebaut mit einem schattigen, offenen Erdgeschoss, in dem die Bauern oft ihre Tiere halten, um sie vor der Sonne zu schützen. Chan Thot aber ist kein Bauer, sondern Lehrer – wie alle „Bürgerberater“, die im Auftrag des Khmer Institute of Democracy die Ideen des Rote-Khmer-Tribunals unter das einfache Landvolk bringen sollen. In seinem Garten laufen nur ein paar Hühner herum. Die hat hier jeder, der es sich leisten kann. Über eine kurze steile Holzterrasse gelangen wir in die luftige Wohnstube. Obwohl Chan Thot zweifellos eine gehobene Stellung in der dörflichen Gemeinschaft hat, lebt auch er unter einfachen Bedingungen: Gesessen wird auf dünnen Matten auf dem Holzfußboden. Das schafft eine zwanglose Atmosphäre und ist durchaus gemütlich – zumindest eine halbe Stunde lang, dann beginnen meine Füße und Knie an immer neuen Stellen zu schmerzen, egal wie ich mich auch hinsetze. Dass ich krampfhaft versuche, bloß niemandem meine Fußsohlen zu zeigen, macht die Sache nicht einfacher. Jemandem die nackten Fußsohlen entgegenzustrecken, gelte in Asien als unhöflich, habe ich gelesen. Dass die Kambodschaner in dieser Hinsicht weniger pingelig sind, als ich mir das vorgestellt habe, begreife ich erst peu à peu.

Jedenfalls bin ich der einzige, den die Sehnsucht nach einem Sitzmöbel plagt. Chan Thot, sein Lehrerkollege Chea Son, der aus der Nachbarschaft dazu gekommen ist, und auch Nou Va haben keine Probleme, ihre Büroarbeit auf dem Fußboden zu erledigen. Die Lehrer erzählen Nou Va, mit welchen Problemen sie als Bürgerberater zu kämpfen haben. Es sind scheinbar simple Probleme – die Lösungen dafür liegen allerdings nicht unbedingt auf der Hand. So sind kambodschanische Bauern nicht ohne weiteres erreichbar. Zwar breitet sich das Mobilfunknetz mittlerweile bis in den Dschungel hinein aus, ein Mobiltelefon aber muss man sich leisten können. Viele haben deshalb kein eigenes. Briefe machen wenig Sinn, weil auf dem Lande der Anteil der Analphabeten immer noch extrem hoch ist. Die Teilnehmerlisten der Bürgerversammlungen offenbaren dies mit einem Blick: Von 20 Teilnehmern sind im Schnitt drei in der Lage, ihre Teilnahme mit einer Unterschrift zu quittieren, in den übrigen Feldern finden sich Fingerabdrücke.

Wenn die Bürgerberater ihre Bürger zusammentrommeln wollen, müssen sie viele von ihnen also persönlich besuchen. Schon der Weg zu ihnen kann beschwerlich sein, noch schwieriger aber ist es, den Transport der Leute zu einer zentralen Versammlung zu organisieren. Weil die Straßen auf dem Lande oft miserabel sind, ist es manchmal sinnvoller, die Dorfbewohner entlang eines Flusses mit dem Boot einzusammeln. Doch die müssen erst ein-

mal motiviert sein, einige Stunden bei einer Versammlung statt auf ihren Feldern zu verbringen. Das Thema „Rote-Khmer-Tribunal“ ist auf den Dörfern nicht unbedingt ein Straßenfeger. Außerdem haben andere NGOs bereits die Sitten verdorben: „Einige Organisationen geben Geld für die Teilnahme an einer Veranstaltung“, erzählt Nou Va, „das KID kann aber nur einen Imbiss bieten.“

Im Übrigen müssen die Bürgerberater erst einmal Ängste bei ihrem Publikum und Vorbehalte bei den Offiziellen ausräumen. Alles, was nach politischer Betätigung aussieht, ist den Dorfchefs suspekt. „Und ohne offizielle Erlaubnis läuft in Kambodscha sowieso nichts“, sagt Nou Va. Der Weg durch die Instanzen ist lang und kompliziert: Erst muss das Innenministerium die Aktivitäten der Bürgerberater genehmigen. Mit dem Brief des Innenministers lässt sich eine weitere Genehmigung beim Provinz-Gouverneur erwirken. Der wiederum schreibt dann einen Brief an den Distrikt-Chef, welcher letztlich dem Dorf-Chef grünes Licht gibt. Doch selbst wenn der Weg durch die Instanzen auf Anhieb gelingt, machen manche Dorfchefs immer noch Probleme. Sie agieren als verlängerter Arm der Regierungspartei CPP, die sich spätestens seit den Parlamentswahlen von 2003 zu einer De-facto-Einheitspartei mit Machtmonopol entwickelt hat. Alle irgendwie politisch anmutenden Aktivitäten, die nicht von der CPP ausgehen, gelten den Dorfchefs als potenziell subversiv, das heißt, sie vermuten eine Oppositionspartei dahinter. Und Oppositionsparteien werden von den Getreuen Hun Sens systematisch behindert. Den Bürgerberatern bleibt in solchen Fällen nichts anderes übrig, als die Dorfchefs zu überzeugen, dass es ihnen nicht um Politik geht. Denn gegen den Dorfchef wagt sich auf dem Lande kaum jemand zu stellen. Er kontrolliert meist das gesamte gesellschaftliche Leben, ist über jeden Behördengang seiner Bürger informiert, schränkt die Versammlungsfreiheit nach seinem Gutdünken ein und kassiert oft auch noch ab – etwa, wenn er der einzige ist, der im Dorf Telefonkarten fürs Handy verkauft.

Ohne die Dorfchefs hätte die CPP ihr heutiges Macht-Monopol in Kambodscha nicht so lückenlos erlangen können. Die ehemalige kommunistische „Revolutionäre Volkspartei“, aus der die heutige „Volkspartei“ CPP 1991 hervorging, hatte zwölf Jahre lang Zeit, unter dem Schutz der vietnamesischen Besatzer ihre Strukturen bis ins letzte Dorf auszubauen. Rund 85 Prozent der Kambodschaner leben bis heute auf dem Lande. Für sie änderte sich durch die ersten Nachkriegswahlen von 1993 kaum oder nur vorübergehend etwas. Denn die CPP war aus der Wahl bloß als zweitstärkste Partei hervorgegangen. Hun Sen, ab 1979 kambodschanischer Außenminister von Vietnams Gnaden und ab 1985 zum Ministerpräsidenten aufgestiegen, war plötzlich nur noch „zweiter Ministerpräsident“ hinter dem Prinzen Norodom Ranariddh. Seine Partei nur noch zweite parlamentarische Kraft

hinter Ranariddhs Royalisten-Partei FUNCINPEC. Doch damit wollte sich Hun nicht abfinden, pochte auf seinen gewohnten Machtanspruch. Als sich FUNCINPEC und CPP nach vier Jahren immer noch auf keine gemeinsame Linie einigen konnten, putschte sich Hun Sen 1997 gewaltsam zurück an die Staatsspitze – mit Duldung der Vereinten Nationen, denen es vor allem darum ging, ein erneutes Aufflammen des Bürgerkriegs zu verhindern. Hun Sen und seine Getreuen taten den Vereinten Nationen ihrerseits den Gefallen, sich auf ihre eigene Art ins demokratische System zu fügen. Bis zu den nächsten Wahlen hatten zahlreiche Funktionäre der Royalisten die politischen Seiten gewechselt und waren anschließend in ihren Ämtern aufgestiegen. Bis heute soll die CPP diese Art der Karriereförderung betreiben, um ihre Mehrheit immer noch weiter auszubauen.

Ihrem politischen Stil sind Hun Sen und seine alte Garde unterdessen treu geblieben. Der Wechsel vom Sozialismus zum Kapitalismus hat daran nicht allzu viel geändert. So gibt es in den Städten noch immer ein System von Blockwarten, Aufsehern für Straßen, Viertel und Bezirke wie zu Zeiten der sozialistischen Volksrepublik. Bloß hat sich etwa in Phnom Penh ihr Einfluss relativiert, weil sich die Stadtbewohner der Überwachung besser entziehen können. Dort gelten der westliche Lebensstil und Individualismus zunehmend als erstrebenswert. Mit dem Wirtschaftsboom in der Hauptstadt breitet er sich unaufhaltsam aus. Dem haben die Blockwarte als antiquiert wirkende Hüter der Unterordnung kaum noch etwas entgegen zu setzen.

Auf dem Lande aber gehen die Uhren noch völlig anders. Viele Bürgerberater machen ihrem Ärger über die Dorfchefs bei Nou Va Luft. Besonders die Frauen sind sauer, weil es für sie noch viel schwieriger ist ans Ziel zu kommen als für ihre männlichen Kollegen. Frauen werden in Kambodscha noch immer stark diskriminiert. Zwar schicken jene Eltern, die es sich leisten können, mittlerweile auch ihre Töchter auf höhere Schulen und Universitäten, doch auch der Wertewandel unter den gebildeten Städtern hat die Dörfer noch lange nicht erreicht. Mit ihrer Qualifikation und Bildung, die sie auf dem Lande zum Teil einer intellektuellen Elite macht, können die Lehrerinnen bei den Dorfchefs jedenfalls nicht punkten – eher im Gegenteil.

7. Ex-Kader als Aufklärer

Chan Thot und Chea Son nehmen solche Probleme mit pragmatischer Gelassenheit hin. Sie gehören zu jenen Bürgerberatern, die ihren Job mit derselben stoischen Sorgfalt erledigen wie ihren Schuldienst und außerdem den lukrativen Nebenverdienst schätzen: Mehr als 20 Dollar gibt es für eine rund

dreistündige Aufklärungssitzung – samt aller Vor- und Nachbereitung. Für einen Lehrer, der 30 bis 50 Dollar im Monat verdient, bedeutet das eine Menge Geld. Aber mich interessiert viel mehr, wie die beiden die Rote-Khmer-Diktatur selber erlebt haben.

Chea Son erzählt, wie er als Kind die Wasserbüffel hüten musste und für die Gülle zuständig war, mit der die Reisfelder gedüngt wurden. Auch dass er Angst haben musste, umgebracht zu werden, weil er aus der Provinzhauptstadt Kampong Thom kam. Die Städte waren Anfang 1975 kurz vor der Machtübernahme durch die Roten Khmer noch die letzten Bastionen des pro-amerikanischen Generals Lon Nol, der 1970 die Absetzung Prinz Sihanouks als Staatschef forciert hatte. Wer aus den Lon-Nol-Gebieten kam, war für die Roten Khmer grundsätzlich verdächtig. Bekamen sie heraus, dass jemand aus der Verwandtschaft für Lon Nol gekämpft oder in seiner Administration gearbeitet hatte, töteten sie alle Familienangehörigen.

Chan Thot mag mir offenbar nichts Persönliches erzählen. Stattdessen hält er – ganz Lehrer – einen weitschweifigen Vortrag. Er doziert über die Lebensbedingungen unter den Roten Khmer im Allgemeinen, wie die Kleidung aussah und die Arbeit. Als ich von ihm wissen will, welche Arbeit er denn selber machen musste, wird er etwas verlegen. „Ich habe gar nichts gemacht“, sagt er mit einem verlegenen Lachen, „ich war der Teamleiter.“

Später spreche ich Nou Va darauf an, ob er keine Schwierigkeiten damit habe, ehemalige Rote-Khmer-Funktionäre als Mitarbeiter in einem Programm des Rote-Khmer-Tribunals arbeiten zu lassen. „Das Problem sehen wir auch“, sagt er mir, aber die Auswahl an qualifizierten Leuten sei auf dem Lande nicht groß. Immerhin hatte Chan Thot versichert, er sei nur ein unterer Teamleiter gewesen. Über Angka habe er auch nicht mehr gewusst als die normalen Leute. Zu den Versammlungen der Führungskräfte habe er nicht gehen dürfen. Über alles andere schweigt er sich aus.

Es ist Nou Vas Aufgabe, die Dinge dort voran zu treiben, wo kein Anruf aus dem Büro einer weit entfernten NGO in Phnom Penh mehr etwas auszurichten vermag. Wenn er nicht regelmäßig die Dörfer abklappert, schlafen die Aktivitäten dort womöglich schnell wieder ein. Er versucht für alles eine schnelle Lösung zu finden, weiß aber auch, dass auf den Dörfern manches nur langsam vorangeht. So platzen immer wieder Versammlungstermine, weil eine Beerdigung oder eine Hochzeit dazwischen gekommen ist. Die buddhistischen Zeremonien zu solchen besonderen Anlässen dauern manchmal drei Tage. Und sie binden ganze Dörfer. Einen Termin kurzfristig zu verschieben, ist aber kaum möglich, weil die Leute auf dem Lande meist nicht kurzfristig zu erreichen sind. In der Erntezeit sind Versammlungen so gut wie gar nicht möglich. Die Leute müssen auf ihre Felder, um den Reis einzuholen.

Hat man dann endlich doch eine Gruppe zusammenbekommen, müssen die Bürgerberater sie auch noch bei Laune halten. Trockene Frontal-Vorträge, wie sie die Lehrer aus ihrem Schulalltag gewohnt sind, sind nicht unbedingt nach dem Geschmack der Reisbauern. „Wenn Sie merken, dass den Leuten langweilig wird, müssen Sie das Programm abkürzen“, rät Nou Va. Schließlich sollen die Leute nicht nur zuhören, sondern am Ende auch ihre eigenen Geschichten erzählen. Die Bürgerberater des KID sammeln Klagen – und zwar vor allem solche gegen die Verbrechen der unteren Chargen der Roten Khmer. Aber die Scheu der Leute ist groß vor einem solchen Schritt, denn sie müssen mit ihrem Namen für ihre Anschuldigungen gerade stehen. „Viele sehen das als Risiko und haben Angst“, erzählt Nou Va, „sie sagen: ‘Wenn die Regierung irgendwann wieder wechselt, dann kommen sie und verhaften uns, weil wir die Wahrheit gesagt haben.’ Andere sagen: ‘Bitte erinnere uns nicht. Ich habe damit abgeschlossen. Macht bloß keinen offiziellen Fall aus meiner Geschichte.’“

Die Idee zur Klagemöglichkeit entspringt wie vieles beim Rote-Khmer-Tribunal einem für Westler typischen Vertrauen in die Gerichtsbarkeit. Bloß gibt es ein solches Vertrauen nicht in Kambodscha – im Gegenteil: Kambodschanische Gerichte sind chronisch überlastet und – wie fast alles im Staatswesen – extrem korrupt. Wer also vor Gericht zieht, wird Geld und Zeit verschwenden und am Ende doch nicht ans Ziel kommen – es sei denn, er hat so viel Geld, dass er sich sein Wunschurteil erkaufen kann.

8. Trainingsplatz für weiße Praktikanten

Ursprünglich sollte Kambodscha seine Justiz erst reformieren, damit das Rote-Khmer-Tribunal auf der Grundlage einer kambodschanischen Prozessordnung hätte abgehalten werden können. Doch das Gesetzesvorhaben blieb einfach im Parlament hängen und zwang die Vereinten Nationen schließlich zu der äußerst komplizierten Konstruktion eines „hybriden“ Tribunals, in der sich neben der kambodschanischen auch amerikanische und verschiedene europäische Rechtstraditionen wieder finden. Nun ruht die Hoffnung der Geberländer darauf, dass die kambodschanischen Juristen am Tribunal die Vorzüge westlicher Rechtsstaatlichkeit so sehr zu schätzen lernen, dass sie die Reform der gesamten Justiz irgendwann einmal vorantreiben.

Viele Kritiker des Tribunals teilen diese Hoffnung nicht. Ich treffe eine Deutsche, die angehenden Journalisten an der Universität von Phnom Penh Gerichtsberichterstattung nach westlichen Maßstäben beibringt. Ihren Namen möchte sie lieber nicht genannt sehen, dafür macht sie keinen Hehl aus ihrem Frust über die Zustände in Kambodscha: „Es gibt keine Rechtsstaat-

lichkeit und auch keine unabhängige Justiz“, sagt sie. „Es wird viel Geld ausgegeben für die Annahme, die Situation werde sich schon verbessern. Aber dafür sehe ich überhaupt keine Anzeichen. Bei Strafverhandlungen gibt es keine Zeugen. Zwischen Untersuchungshaft und Haftstrafe wird kein Unterschied gemacht. Jugendliche und Erwachsene werden zusammengespart.“ Dass ihre Studenten keine Ahnung von ihren verfassungsmäßigen Rechten und Pflichten haben, wundert die Dozentin nicht, „weil einfach alles mit Geld geregelt wird.“

Noch deutlichere Worte findet Ou Virak, der Präsident des kambodschanischen Zentrums für Menschenrechte. „Es hat Seminare in Bangkok für die kambodschanischen Richter am Rote-Khmer-Tribunal gegeben“, erzählt Ou Virak, „damit sie die Rechtsprinzipien des Tribunals lernen. Die Seminare wurden in Englisch abgehalten. Dabei wusste alle Welt, dass viele dieser Richter gar nicht die sprachlichen Fähigkeiten hatten, so einem komplizierten Stoff zu folgen. Also haben sie ihre Zeit abgesehen und konnten danach ausgiebig shoppen gehen.“

Ou Virak mangelt es keineswegs an sprachlichen Fähigkeiten. Er hat in den USA Ökonomie studiert und spricht wohl das gewählteste Englisch, das mir bei einem kambodschanischen Interviewpartner untergekommen ist. Außerdem ist er mit Abstand der unverblümteste aller Interviewpartner. Dem Rote-Khmer-Tribunal steht er grundsätzlich skeptisch gegenüber – nicht weil er die ehemaligen Kader nicht gern verurteilt sähe. Er selbst lernte seinen Vater niemals kennen, weil der Lon-Nol-Offizier war und von den Roten Khmer ermordet wurde. Aber die Mischkonstruktion aus kambodschanischem und internationalem Recht sei ein Fehler, sagt Ou Virak, sie ermögliche bloß, dass die kambodschanische und die internationale Seite die Schuld an der Trägheit des Tribunals untereinander hin und her schieben könnten. Außerdem sei das Gericht zu sehr zu einem Trainingsplatz für junge weiße Praktikanten und vor allem einer guten Einnahmequelle für teure Berater aus aller Welt geworden, kritisiert der Menschenrechtler. „Aber mit Beratern zu arbeiten, ist nicht nachhaltig“, sagt Ou Virak, „die nehmen irgendwann ihr Honorar und sind verschwunden. Wir sollten lieber junge Kambodschaner bezahlen, die bleiben. Qualifizierte Leute sind gar nicht so sehr das Problem. Es gibt sehr viele, die lernbegierig sind. Und solche Leute sind einfach zu unterrichten.“ Ou Virak spricht aus Erfahrung. Der 32-Jährige lehrt mittlerweile Ökonomie an einer privaten Hochschule in Phnom Penh.

Wie sehr Ou Virak mit seinem Vergleich des Tribunals mit einem „Trainingsplatz für junge weiße Praktikanten“ die Situation trifft, erfahre ich ganz anschaulich bei einer Party, die jeden Monat in einem angesagten Club, dem „Elsewhere“, ganz in der Nähe des NGO-Viertels in Phnom Penh

stattfindet. Die Location ist traumhaft für eine Party: eine hölzerne Villa aus französischen Kolonialzeiten mit großem Garten und einem Pool darin. Kambodschaner findet man hier fast nur beim Personal. Die Cocktails kosten dreieinhalb Dollar, für alle Westler ein Schnäppchen, für die meisten Kambodschaner das Tagesbudget einer ganzen Familie. Rund 90 Prozent der Partygäste arbeiten „at the court“, bei Gericht also, am Tribunal. Für die angehenden Juristen ist es eine einmalige Gelegenheit für ein spannendes Praktikum unter ganz besonderen Arbeitsbedingungen – mit angenehm exotischem Beiwerk nach Feierabend. Dass es mit den Gerichtsverfahren nicht so recht vorangeht, ist für sie nur ein kleiner Wermutstropfen.

Vor allem für die jungen Australier ist Kambodscha ein nahes und günstiges Ziel für einen Auslandsaufenthalt. Aber auch US-Amerikaner und Kanadier sind hier gut vertreten, Europäer folgen erst an dritter Stelle. Unter den wenigen Nicht-Juristen treffe ich Corinna, eine junge Ärztin aus Hamburg. Sie arbeitet freiwillig und ohne Bezahlung in einem Armen-Krankenhaus am anderen Ende der Stadt. Jeden Morgen stehen die Menschen dort Schlange, weil eine US-amerikanische Hilfsorganisation für eine kostenlose Behandlung sorgt. Die Krankheitsbilder, die Corinna dort zu sehen bekommt, gäbe es in Europa praktisch gar nicht mehr, erzählt sie. Es sind meistens Infektionen, die nur unter extrem schlechten hygienischen Bedingungen vorkommen und Krankheiten, die oft jahrelang verschleppt wurden. Mit den Feinheiten der kambodschanischen Geschichte kommt Corinna erst in Phnom Penh in Berührung. Weil es die einfachste Lösung für sie war, hat sie sich direkt gegenüber der Klinik ein Zimmer in einem Guesthouse genommen. In diese Ecke von Phnom Penh verirren sich außer den Klinik-Ärzten kaum Weiße. Die Einheimischen aber pflegen hier ein aktives Nachtleben. Eines Abends kommt Corinna mit einer Gruppe junger Kambodschaner ins Gespräch, die in der Eingangshalle sitzen und Whiskey trinken. Whiskey gilt als Statussymbol, weil er teuer ist. Aber nicht nur damit wollen die jungen Männer beeindrucken. Er sei „der Sohn von Bruder Nummer zwei“, brüstet sich einer von ihnen. Und als Corinna nicht so recht versteht, wovon er spricht, legt er nochmals nach: „Wir sind Khmer Rouge.“

Mab nennt sich der Prahler und hinterlässt sogar eine Visitenkarte mit Telefonnummern und Adresse in Pailin. Zunächst kann ich es kaum glauben, dass der Spross des vermutlich größten noch lebenden Rote-Khmer-Verbrechers mit seiner Abstammung hausieren gehen soll. Doch die Familie Nuon Cheas geht erstaunlich offensiv mit der Verhaftung des 82 Jahre alten Oberhaupts um. Einer der älteren Söhne, Non Say, beantwortet sogar Anfragen der Presse und wird nicht müde zu versichern, der Vater sei „froh, dass er Licht auf das Regime der Roten Khmer werfen kann, damit die Welt und die Leute das verstehen“. Was er damit meint, ist, dass sein Vater wieder einmal

behaupten wird, gar nicht gewusst zu haben, was im Namen von Angka alles geschehen ist. Als Präsident der Nationalversammlung habe er mit den „Geschäften der Regierung“ nichts zu tun gehabt, hatte Nuon Chea schon früher behauptet, wenn er Journalisten in seiner Villa empfing und vor der Kamera mit teurer Gucci-Sonnenbrille posierte. Mit solchen Auftritten hat er sich selber das Image des arrogantesten aller Roten Khmer geschaffen.

Vielleicht glaubt auch Mab tatsächlich daran. Jedenfalls hat er sich offenbar deutlich stärker aufgespielt, als es die Familienhierarchie zulässt. Als ich ihn anrufe und frage, ob wir uns treffen können, sagt er zunächst zu – und kurz darauf wieder ab: Ich solle doch lieber seinen Bruder fragen. Also erspare ich mir die lange raue Piste nach Pailin, das 30.000-Seelen-Städtchen direkt an einem der westlichen Grenzübergänge zu Thailand. Bis Ende der 1990er Jahre war es eine quasi-autonome Region der Roten Khmer mit Schlagbaum und Grenzposten innerhalb des kambodschanischen Staatsgebiets. In dieser letzten Enklave konnten Nuon Chea und Ieng Sary noch fast 20 Jahre nach ihrem Sturz die großen Führer bleiben. Dem Leiter der UN-Übergangsregierung verweigerten sie 1992 die „Einreise“ und schlugen sogar noch 1994 die Regierungstruppen in die Flucht, die Pailin für ein paar Wochen gewaltsam erobert hatten. So war es auch nicht etwa ein Gefühl alter Verbundenheit, das Staatschef Hun Sen 1996 dazu veranlasste, die alten Kader zu amnestieren und ihnen zudem noch die Edelstein- und Tropenholzvorkommen in ihrer Region abzutreten. Hun wollte endlich Ruhe vor den ehemaligen Kommunisten, die sich längst zu einer mafiaähnlichen Bande entwickelt hatte. Waren die Roten Khmer erst einmal ruhig gestellt, konnte er sich darum kümmern, die Royalisten in die Schranken zu weisen, die seiner Macht am meisten im Wege standen. Hun Sens Strategie ging auf. Seine Volkspartei ließ die dunkle Vergangenheit ruhen und richtete all ihre Energie auf die schrittweise Ausschaltung der Opposition. Pailin wurde unterdessen sogar zur Sonderzone erklärt, in der die Geschäfte mittlerweile nicht mehr nur mit edlem Holz und Edelsteinen florierten, sondern auch mit Spielkasinos im „Niemandland“ an der kambodschanisch-thailändischen Grenze. Ieng Sary mischte sogar persönlich im Spielkasinogeschäft mit. Seine und auch Nuon Cheas Familie haben große Vermögen angehäuft und noch immer viel Einfluss in Pailin. Die Monopolstellung der Roten Khmer aber scheint gebrochen zu sein, seitdem nicht mehr Gewehre ihre Macht sichern.

In Phnom Penh komme ich zufällig mit Vuthy ins Gespräch, der gelegentlich in einem beliebten Westler-Restaurant aushilft. Vuthy ist Mitte 20 und in der Region um Pailin aufgewachsen. Er kann sich noch gut an die Zeiten erinnern, als die Roten Khmer dort herrschten. Nachts seien manchmal kleine Trupps ins Dorf gekommen, hätten Proviant verlangt und manche Häuser

einfach besetzt, erzählt er. Es waren jene Zeiten, in denen die Macht der roten Milizen in ihrer Exklave noch absolut war, aber bereits zu bröckeln begann. Auch Vuthys Vater hatte schon einen Job bei der neuen Zentralregierung angenommen. Deshalb fing die Familie jedes Mal an zu zittern, wenn die Soldaten kamen. Passiert sei glücklicherweise nie etwas, sagt Vuthy. Der Vater habe sich immer rechtzeitig versteckt. Die Angst und Aufregung aber haben sich unverkennbar in Vuthys Gedächtnis eingebrannt.

9. China, Olympia und Darfur

Die Symbolkraft der ehemaligen Hochburg der Roten Khmer ist ungebrochen. Als das „Center for Social Development“ (CSD), eine Nichtregierungsorganisation, ein öffentliches Diskussionsforum in Pailin veranstaltet, ist das Interesse um ein Vielfaches höher als an anderen Orten. Das CSD geht den umgekehrten Weg des Khmer Institute of Democracy. Es versucht nicht, die Landbevölkerung in ihren Dörfern zu belehren, sondern holt die Landbevölkerung gruppenweise nach Phnom Penh. Dort zeigen die CSD-Mitarbeiter ihnen das Tribunal-Gebäude, das ehemalige Foltergefängnis S-21 und die Killing Fields, auf dem rund 16.000 vermeintliche Staatsfeinde nach ihrer Folter in S-21 systematisch ermordet wurden. Mit diesen Eindrücken sollen die Teilnehmer dann in ihrer Heimatregion eine fundierte öffentliche Diskussion anstoßen. Das Verfahren ist aufwendig und teuer. Über 100.000 Dollar gibt das CSD für ein einziges Forum aus. Während die öffentliche Wirksamkeit kaum zu übertreffen ist, zweifeln deutsche Mitarbeiter aus der Opferbetreuung den Nutzen des Programms durchaus an. Vor allen Theory Seng polarisiert die Gemeinde der Helfer. Seng gilt als Medientalent, aber auch als eine Moderatorin, die gerne selber formuliert, was die einfache Landbevölkerung denkt und fühlt, wenn ihr der Dialog nicht schnell genug voran geht.

Ende Januar kommt US-Schauspielerinnen Mia Farrow nach Phnom Penh, um im Vorfeld der Olympischen Spiele gegen die chinesische Unterstützung des Regimes von Sudan zu demonstrieren, das in der sudanesischen Provinz Darfur für einen Völkermord verantwortlich ist. Mia Farrow ist deshalb auf einem symbolischen Anti-Fackellauf um die Welt. Das ehemalige Foltergefängnis S-21, das jetzt ein Museum ist, dient als symbolträchtige Station. Der Hintergrund der Aktion ist so kompliziert, dass er das kambodschanische Volk nicht erreichen kann. Es ist eine Veranstaltung für die westliche Presse, an der sich Theory Seng als Gastgeberin beteiligt. Sie nutzt die Gelegenheit, auch noch einmal Gerechtigkeit für den kambodschanischen Völkermord der Roten Khmer zu fordern. Die Kundgebung wäre wohl ein

kurzer Fototermin geworden, wenn die kambodschanische Regierung strategisch geschickt und zurückhaltend reagiert hätte. Doch bei allem, was nach Protest riecht, tritt in Kambodscha unmittelbar die Staatsgewalt auf den Plan. Bereits am Morgen vor der Kundgebung haben Militärpolizisten die Straße am Museumsgefängnis abgeriegelt. Dummerweise liegt mein Hotel direkt gegenüber dem Museum. Die meisten Gäste müssen schon sehr früh ausgeflogen sein. Als ich selber auf die Straße will, merke ich auch warum: Es gibt einen Polizeiposten direkt vor dem Eingang. Hier kommt heute keiner raus oder rein, sagen mir die Moped-Taxifahrer, die ihren Stammplatz vor dem Hotel haben – und offenbar dasselbe Problem wie ich auch. Der Polizist wirkt reichlich stur, spricht nur Khmer und ist sowieso nicht besonders kommunikationsfreudig. Aber das Palaver, das die Fahrer nun aufgelöst durch mich veranstalten, geht ihm offenbar auf die Nerven, weshalb er sein Verbot relativiert: Raus könnte ich schon, bloß nicht wieder zurück. Bis wann? – Schulterzucken. Mittlerweile habe ich gelernt, dass in Kambodscha vieles weit weniger heiß gegessen als gekocht wird. Uniformträger erwarten meistens ein Bestechungsgeld. Aber so dreist, es auf offener Straße vor jeder Menge Zeugen zu nehmen, sind sie in der Regel auch nicht. Außerdem erwarten sie, dass man sie ernst nimmt. Bei den normalen Polizisten, die normalerweise unbewaffnet sind, oft nur Mopeds fahren und wenige Kompetenzen haben, ist das nicht selbstverständlich. Sie sind unbeliebt, weil sie bei jeder Gelegenheit abkassieren, aber nicht gefürchtet. „Gas geben“, lautet etwa der gängige Rat, um Verkehrskontrollen zu entgehen.

Bei der Militärpolizei ist das schon etwas anderes. Sie ist bewaffnet und tritt auch deutlich grimmiger auf. Indes bleibt es bei der Drohgebärde. Als der kleine Demonstrationszug mit Mia Farrow und Theory Seng sich von den penetranten Trillerpfeifen der Polizisten nicht vertreiben lässt und die Frauen auch noch versuchen, in die abgesperrte Straße zu drängen, werden die Polizisten richtig unfreundlich. Vehement schieben sie die Menge zurück auf die Hauptstraße – und haben damit auch schon ihr Ziel erreicht: Ruhe. Die kleine Schar friedensbewegter Weißer ist ebenso wenig an einer größeren Eskalation interessiert wie die Uniformierten. Die Kameralleute und Fotografen haben ihre Bilder im Kasten, für den Rest hat Theory Seng eine Pressekonferenz organisiert, die auf bemerkenswert große Resonanz stößt. Die Protestaktion hat zweifellos jede Berechtigung: Sie richtet sich gegen den Völkermord in Darfur, gegen die rücksichtslose Außenpolitik der Chinesen, die sich nur um Profit und überhaupt nicht um Moral und Menschenrechte schert, gegen die schleppende Verfolgung der Schuldigen für den Völkermord der Roten Khmer. Es ist eine lange Pressekonferenz mit vielen Fakten und langen persönlichen Stellungnahmen. Ich beneide die Kollegen nicht, die aus diesem Wust an Informationen nun eine kurze Agen-

turmeldung stricken müssen. Aber sie machen ihren Job gut. Die Agenturberichte laufen in vielen US-Medien und dank dpa auch in deutschen.

Das Thema Kambodscha und seine dunkle Vergangenheit haben viele Redaktionen für Anfang 2008 auf der Agenda. Schließlich hatte das Rote-Khmer-Tribunal angekündigt, nun ginge es endlich los. Tatsächlich sind es gerade einmal die ersten Anhörungen vor der Vor-Kammer, die stattfinden. Im Wesentlichen geht es darum, dass alle Angeklagten erst einmal beantragen, wieder aus der Haft entlassen zu werden. Bei der ersten Anhörung von Kaing Guev Eav, der als „Kamerad Duch“ das Foltergefängnis S-21 leitete und bereits seit 1999 in Haft sitzt, war der Presserummel noch groß. Als Anfang Februar Pol Pots Stellvertreter Nuon Chea seinen Termin hat, ist das Interesse bereits deutlich abgekühlt – vielleicht auch deshalb, weil der erste Termin für die Öffentlichkeit eher enttäuschend war. Denn die Anhörung ist ein höchst formeller Akt. Es werden steif formulierte Erklärungen verlesen und Anträge gestellt. Eine persönliche Stellungnahme zu den Vorwürfen, gar ein Geständnis oder Worte des Bedauerns bekommt das Publikum nicht zu hören.

Verschiedene Nichtregierungsorganisationen haben Gruppen von Opfern der Rote-Khmer-Diktatur zur Anhörung gebracht. Publikum und Presse sitzen im großen Gerichtssaal, der noch immer nicht ganz fertig gestellt ist und in dem die Anhörung auch gar nicht stattfindet. Denn die Vor-Kammer hat einen eigenen Saal, in dem kein Publikum vorgesehen ist. Nur eine Handvoll Kameralente und Fotografen haben neben den Verfahrensbeteiligten Zutritt. Alle anderen können das Geschehen nur auf Großleinwänden im Saal daneben verfolgen. Viel bekommen sie nicht zu sehen. Die kambodschanische Anwaltskammer bringt den Termin zum Platzen. Sie hat dem internationalen Verteidiger Nuon Cheas die Verteidigung verweigert, weil er schon vorher „unrechtmäßig“ als Verteidiger agiert habe. Der Einwand scheint ziemlich an den Haaren herbeigezogen. Die kambodschanische Anwaltskammer ist dafür bekannt, dass sie dem gesamten Rote-Khmer-Tribunal skeptisch gegenübersteht und dass sie mit allen Mitteln um politischen Einfluss ringt. Doch die Richter der Vorkammer wollen auf Nummer sicher gehen, wollen mit allen Mitteln verhindern, dass man ihnen im Nachhinein einen formalen Fehler ankreidet. Also wird der Anhörungstermin verschoben, bis die Angelegenheit geklärt respektive der zweite internationale Anwalt Nuon Cheas eingeflogen wird.

Die kambodschanischen Opfer im Saal reagieren mit einem bitteren Lächeln auf die Entscheidung. Die meisten hatten eh nicht wirklich daran geglaubt, dass das Tribunal zu einem gerechten Urteil kommen wird. Nun fühlen sie sich in ihrem Glauben bestärkt, dass alles nur Theater ist.

Für Andreas Selmecci, der im Auftrag des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) die Opferbetreuung organisiert, ist es ein Rückschlag. Warum sich niemand aufregt oder protestiert? „Die Leute trauen sich einfach nichts zu“, erzählt Selmecci, „sie haben nie erlebt, dass sich jemand für ihre Probleme interessiert.“

Vor Gericht werden die Opfer-Interessen unter anderen von Theory Seng vertreten, die sich mit gewohnter Professionalität den Reportern und Kameras stellt. Sie gibt sich diplomatisch, äußert Verständnis für die Entscheidung des Gerichts, kritisiert dafür die Verteidiger Nuon Cheas für ihre Unprofessionalität. „Wo war der zweite internationale Verteidiger?“, fragt nicht nur sie an diesem Vormittag. Offenbar hielt auch er den Termin für keine große Sache.

10. „Das wird niemals passieren“

Während die Verfahren bei Gericht noch in der Vorbereitungsphase sind, versuchen die NGOs die kambodschanischen Behörden konsequent auf westliche Standards zu trimmen. Im Hauptquartier des Khmer Institute of Democracy unterrichtet Dieter Lohmann aus Kiel eine Schulklasse voller Polizisten. „Zeugenschutz“ steht auf dem Seminarplan, damit die Polizei die Sicherheit gefährdeter Belastungszeugen für das Tribunal gewährleisten kann. Bis der ehemalige LKA-Mann von der Ostsee nach Phnom Penh kam, hatte sich bei der kambodschanischen Polizei noch niemand Gedanken darüber gemacht. Nun prallen deutsche Polizeiarbeit und kambodschanische Realität hart aufeinander. So staunt Lohmann nicht schlecht, als ihm die Kambodschaner erstmals eröffneten, dass sie als normale Polizisten in der Regel gar keine Waffe haben. Nicht, dass die Polizei absichtlich auf Schusswaffen verzichten würde. Vielmehr hat sie kein Geld dafür. Beamte, die eine Waffe tragen möchten, müssen sie sich selber kaufen. Doch bei einem Monatslohn von 50 bis 80 Dollar kann sich das kaum jemand leisten.

Gut die Hälfte der Klasse besteht aus jungen Polizisten. Sie sind lernbegeistert und durchaus interessiert, wie ihre Kollegen im Westen arbeiten. Die Übertragbarkeit der Methoden stößt allerdings schnell an ihre Grenzen: Der Lehrfilm zum Personenschutz in einer Wagenkolonne wurde offenbar schon vor längerer Zeit in Bonn Bad Godesberg gedreht. Zügig und in makelloser Formation brausen die Limousinen durch weitgehend leere Straßen. Wie die Prozedur im dichten Moped-Gewimmel der Innenstadt von Phnom Penh funktionieren soll, ist keine einfache Frage. Lohmann lässt seine Schüler den Praxistest machen. Mit ein paar zusammengeliehenen Autos brausen sie

über die Boulevards – und haben eine Menge Spaß dabei. Einen Attentäter auf einem Moped durch eine besondere Fahrweise fernhalten zu können, erscheint indes ziemlich unrealistisch.

Allein es sind nicht nur Technik und Umgebung, die anders sind in Phnom Penh – es ist auch die Berufsauffassung der Polizei. Zum Ende seines Kurses kommt Lohmann zu dem Punkt, an dem es ums Ganze geht: „Wenn es gar nicht anders geht“, sagt er, „müssen Sie die Zielperson auch mit dem eigenen Körper schützen.“ Die Kambodschaner sind von diesem Satz erst einmal verdutzt – dann fangen sie an zu lachen. „Das wird hier niemals passieren“, gibt einer der Polizisten freimütig zu. Was denn mit der Familie eines deutschen Polizisten passiere, wenn der Vater erschossen wird, will er wissen. „Frau und Kinder bekommen eine Rente vom Staat“, antwortet Lohmann. „Sehen Sie“, sagt der Polizist, „bei uns bekommt die Familie einmal 1.000 Dollar und dann nie wieder etwas.“

11. Überleben in der Abstellkammer

Die Leute im abgelegenen Prey Domheum bekommen nur selten einen Polizisten zu sehen. Auch hier wird geerntet, mitten in der Trockenzeit, die in der grünen Provinz Siem Reap allerdings weit weniger ins Auge fällt als im ausgedörrten Rest des Landes. Das wertvollste Erbe der antiken Hochkulturen von Angkor hat sich hier noch in Resten erhalten: ein ausgeklügeltes System von Bewässerungsgräben. Es ermöglicht auch in der Trockenzeit den Reisanbau und sorgt für zusätzliche Ernten. Die Roten Khmer hatten versucht, dieses System mit Arbeitssklaven überall im Land zu reaktivieren. Schließlich war Reis das einzige Gut, mit dem die Steinzeitkommunisten noch Handel treiben konnten. Denn Ackerbau und Viehzucht waren die einzigen Arbeiten, die den allermeisten Einwohnern des Demokratischen Kampuchea überhaupt erlaubt waren. Weil aber auch Baumaschinen nicht dem Weltbild der Roten Khmer entsprachen, war der Ausbau des Bewässerungssystems von vornherein zum Scheitern verurteilt. Immer wieder trifft man in den Provinzen auf große Wasserbecken im Nirgendwo. Sie erfüllten niemals ihren Zweck, weil sie nie an das Bewässerungssystem angeschlossen wurden. Der Aushub mit Hacke und Schaufel dauerte länger als das rote Regime währte.

Die Siem-Reap-Provinz ist von solchen Problemen stärker verschont geblieben als andere Landesteile – auch weil es hier generell mehr Wasser gibt als anderswo. Mit unserem Pickup rumpeln wir über die Dämme zwischen den Feldern. Es sind die einzigen Wege, die zu den abgelegenen Dörfern führen. Straßen kann man sie nicht nennen, die Schlaglöcher sind zum Teil

so riesig, dass Nou Va und ich aussteigen, während Nuon Mada den Wagen zentimeterweise hindurch bugsiert.

Prey Domheum ist ein malerisches Dorf: Neben der Schule bestimmt eine Pagode das Bild des kleinen Weilers. Als wir ankommen, ist es Mittag. Die Schule ist gerade zu Ende. Die Kinder schwingen sich auf ihre Fahrräder und lassen den Dorfplatz in völliger Ruhe zurück. Nur die allgegenwärtigen Hühner mit ihren unablässig piepsenden Küken durchbrechen die Stille. Eine Frau wäscht sich – etwas verschämt ob unserer Anwesenheit – an einer Wasserpumpe. Ein Bauer treibt hinter dem Schulgebäude seine Wasserbüffel gemächlich durch die gefluteten Felder.

Die Probleme der Bürgerberater sind hier die gleichen wie jene in der Nachbarprovinz Kampong Thom. Aber Nou Va ist nicht nur deshalb hierher gekommen. Neben der Betreuung der Bürgerberater dreht er auch Dokumentarfilme mit den Aussagen von Opfern der Roten-Khmer-Diktatur. In einem Nachbardorf treffen wir einen besonderen Zeitzeugen. Lai Thon ist einer der wenigen Überlebenden des Foltergefängnisses S-21. Vermutlich war sein Glück, dass er schon im Herbst 1976 in Haft kam. Denn je länger das Regime der Roten Khmer dauerte, desto mörderischer verfolgte es seine potenziellen Feinde. Um zu dieser Kategorie zu zählen, genügte schon das kleinste Vergehen oder auch ein bloßer Verdacht. So wurde das Gefängnis S-21 rasch zu einem Todeslager ohne Wiederkehr. Wer dort eingeliefert wurde, endete mit allergrößter Wahrscheinlichkeit erschlagen auf den Killing Fields von Choeung Ek am Rande von Phnom Penh. Lai Thon aber wurde im März 1977 wieder entlassen. Wie lang er im Gefängnis war, kann er heute nur noch schätzen: etwa ein halbes Jahr. Seine Geschichte ist typisch für viele Opfer, auf die ein wahnwitziger Verdacht fiel, der so nur paranoiden Fanatikern in den Sinn kommen konnte.

Lai Thon, der eigentlich Koisya Moan hieß, bevor ihn die Roten Khmer umbenannten, wurde als Hafenarbeiter in Phnom Penh dienstverpflichtet. Weil die schwere Arbeit mit zweimal einer halben Scheibe Brot am Tag nicht zu schaffen war, begannen die Arbeiter am nahen Hauptmarkt von Phnom Penh etwas Reis aufzutreiben, den sie heimlich kochten in der Nacht.

Alles ging gut, bis der Vorgesetzte wechselte. Der wunderte sich, warum seine Arbeiter noch so kräftig waren bei der mageren Verpflegung und erwischte sie mit dem verbotenen Reis. Mit zwei Kollegen, dem Leiter seiner Kolonne und dessen Vorgesetzten wurde er verhaftet und in die Tuol-Svay-Prey-Oberschule gebracht, die die Roten Khmer zum berüchtigten Gefängnis S-21 umgewandelt hatten. Die Schule konnte er sehen, weil seine Augenbinde nicht richtig saß, von seinen Peinigern aber hörte er nur die Stimmen. Ob er für den CIA arbeite, wollten sie von ihm wissen, der noch nie etwas vom CIA gehört hatte. Normalerweise waren die Folterknechte

von S-21 nicht an der Antwort interessiert. Aus irgendeinem Grund aber ließen sie von Lai Thon ab. Sie sperrten ihn in einen Verschlag unter einer Treppe und ließen ihn nach einem halben Jahr tatsächlich wieder gehen. Lai Thon hat die Geschichte noch nicht oft erzählt. Seine Kinder würden sie eh nicht glauben, meint er, und ihn zieht auch nichts an den Ort dieser düsteren Stunden zurück, der heute ein Museum ist.

Ich kann Lai Thons Abneigung durchaus nachfühlen. Direkt nach meiner Ankunft in Phnom Penh wohne ich direkt gegenüber dem Tuol-Sleng-Museum, das einst die Bezeichnung S-21 trug. Es ist zweifellos ein zentraler Ort für meine Recherche, aber es kostet Überwindung, mich auf ihn einzulassen. Erst am dritten Tag nehme ich mir Zeit für die Besichtigung. Der erste Eindruck ist befremdlich. Die Kambodschaner betrachten Tuol Sleng offenbar weniger als Ort des stillen Gedenkens als eine willkommene Einnahmequelle und Touristenattraktion wie jede andere. Wer hinein will, muss sich durch einen ganzen Pulk von Bettlern schlagen – Bettler, die gelernt haben, dass die Betroffenheit der Touristen ihre Geldbeutel zu öffnen hilft. Selbst innerhalb des Museums, das nur für Ausländer ein Eintrittsgeld kostet, wird man von jungen buddhistischen Mönchen angesprochen, die sich ein Almosen erhoffen. Das Eingangstor ist unterdessen nicht nur für die Museumsbesucher bestimmt: Tuol Sleng ist auch ein kommerzieller Parkplatz in einem der mittlerweile besseren Viertel Phnom Penhs, in dem man sein Auto besser nicht ohne Bewachung abstellt. So kommt es, dass Touristen durch die dunklen Verschläge wandeln, in denen schätzungsweise 16.000 Menschen ihre letzten Monate, Wochen und Tage verbringen mussten, während unmittelbar vor dem Gebäude die Limousinen reicher Nachbarn gewaschen werden.

Dennoch ist Tuol Sleng ein bedrückender Ort geblieben – auch weil die perfiden Foltermethoden auf großen Gemälden festgehalten wurden. Vann Nath hat sie gemalt und ist dadurch zum bekanntesten Opfer der Roten Khmer geworden, das immer wieder geduldig Interviews gibt. Ich entdecke Vann Nath zufällig im Hof von Tuol Sleng. Mal wieder ist er mit einem ausländischen Fernsightteam dort, erzählt geduldig vor jedem Bild, was genau er da gemalt hat. Die Dreharbeiten dauern viel länger als erwartet. Trotzdem nimmt sich Vann Nath auch noch Zeit für mich. Es ist die letzte Chance auf ein Interview für längere Zeit, denn Vann Nath, der seit Jahren zur Dialyse muss und auch noch an einer Knochentuberkulose leidet, ist auf dem Sprung zu einer längeren Behandlung in Bangkok. Wir gehen hinüber zu meinem Hotel, einer kleinen Holzvilla im Kolonialstil, von der ich erst später erfahre, dass sie einst als Lazarett für das Gefängnis gedient hat.

Ich will Vann Nath ersparen, noch einmal all die Fragen nach seinem Leben zu beantworten, die er ständig gestellt bekommt. Schließlich habe ich

sein Buch gelesen, in dem er ausführlich das Jahr schildert, das er in Tuol Sleng verbringen musste. Er war, wie viele andere auch, verhaftet worden, ohne zu wissen, welches Vergehen man ihm überhaupt vorwarf. Den Folterknechten von Tuol Sleng aber waren die Fakten eh gleichgültig. Wer zu ihnen kam, galt als Feind des Systems und dazu reichte schon der kleinste Verdacht. Dass Vann Nath als einer von nur sehr wenigen Häftlingen dieses Jahr überlebte, lag wahrscheinlich daran, dass der Gefängnisleiter, „Kame-rad Duch“, ihn als Maler dazu auserkoren hatte, große Heldenportraits von Pol Pot zu malen. Denn offenbar hatte Pol Pot zum Ende seiner Herrschaft noch erwogen, die strikte Geheimhaltungsstrategie seines Regimes gegen einen Personenkult auszutauschen.

Dazu sollte es nicht mehr kommen. Die Vietnamesen marschierten am 7. Januar 1979 in Phnom Penh ein. Als auch die Bewacher von Tuol Sleng mit ihren letzten Gefangenen fliehen, kann sich Vann Nath befreien. Er kehrt in sein Dorf zurück und muss erfahren, dass seine beiden kleinen Söhne während seiner Haft gestorben sind. Die Lebensumstände der Familie waren einfach zu miserabel, um kleine Kinder durchzubringen. Die Zeit unmittelbar nach der Vertreibung der Roten Khmer in die Grenzgebiete zu Thailand ist von einem Machtvakuum bestimmt, das viele Unterdrückte zu blutiger Rache veranlasst. Vann Nath hätte zweifellos auch allen Grund dazu gehabt, Rache zu üben. Aber er tat das Gegenteil, zumindest schreibt er dies in seinem Buch. Als er dem Mann wieder begegnete, der ihn einst verhaftete, habe er ihm gesagt: „Glaube nicht, ich würde Dir etwas antun. Was passiert ist, war nicht Deine Idee und auch nicht Dein Fehler. Jetzt haben wir überlebt, und das ist unser großes Glück.“ Es ist die bemerkenswerteste Stelle in seinem Buch, finde ich, und will mit ihm darüber sprechen.

Weil ich nun spontan einen Übersetzer brauche, frage ich das Hotelpersonal, das überwiegend aus jungen Leuten besteht, die gut englisch sprechen. Navin, die gerade die Buchhaltung macht, erklärt sich bereit, das Gespräch zu dolmetschen. Vann Nath ist freundlich, aber ich merke, dass er nach dem Fernsehdreh, der viel länger gedauert hat, als er erwartet hatte, langsam ungeduldig wird. Ich versuche also, ihn ohne lange Vorrede auf seine Begegnung anzusprechen. Ich habe schon so viel über Vann Nath gelesen, dass mir unser Treffen geradezu wie ein Prominenten-Interview vorkommt. Navin hingegen hat noch nie etwas von ihm gehört. – Damit hatte ich nicht gerechnet. Die junge Buchhalterin mit ihrem fließenden Englisch gehört zweifellos zur Bildungselite ihres Landes. Aber, so geht mir schlagartig auf, das hat nichts zu sagen in Kambodscha. Das Wissen um das dunkelste Kapitel der eigenen Landesgeschichte ist allein eine Generationenfrage. Weil die Roten Khmer auch nach ihrer Entmachtung immer noch politisch mitmischten in Kambodscha, waren sie von offizieller Seite lange unangreifbar. So wurde das Pol-Pot-

Schreckensregime im Schulunterricht fast vollständig ausgespart. Und auch die Eltern erzählen ihren Kindern kaum etwas aus dieser Zeit. „Die glauben einfach nicht, was wir erlebt haben“, höre ich immer wieder. Navin scheint mir nicht gerade zu der unerreichbaren Sorte junger Leute zu gehören, aber auch ihr hat offenbar nie jemand erzählt, wie es wirklich gewesen ist unter der Knute Angkas. Also muss ich ihr erst eine kurze Einführung über Vann Nath und seine Leidensgeschichte geben, bevor sie den Kontext versteht.

Vann Nath antwortet in etwa das, was auch in seinem Buch zu lesen ist: dass er einfach nur froh war, wieder frei zu sein, dass er niemanden zerstören wollte, dass die Zeit in Tuol Sleng so schlimm war, dass er sie nicht mal seinen Feinden gönnte. Es sei „seine Natur, mit den Menschen in Frieden zu leben.“ Aber konnte er den Leuten wirklich verzeihen, die ihn ans Messer geliefert hatten? Auf die Leute aus seinem Dorf sei er wirklich nicht wütend, sagt Vann Nath, auf die Folterer von Tuol Sleng aber schon. Denen habe er bis heute nicht verziehen. Auch die Beteuerungen des geständigen und mittlerweile zum Christentum konvertierten „Kameraden Duch“, er bereue seine Taten, beeindruckt Vann Nath nicht. „Menschen ändern sich nicht“, glaubt er. Zu oft hat er schon erlebt, dass frühere Schlächter immer noch stolz auf ihre Taten sind. Deshalb will er, dass das Tribunal endlich seine Arbeit aufnimmt. Selbst Vann Nath's bemerkenswerte Geduld stößt beim Tribunal an seine Grenzen. Den Reportern einer englischsprachigen Zeitung in Phnom Penh hatte er – enttäuscht und resigniert – schon einmal gesagt, er erwarte eigentlich nicht mehr viel vom Tribunal, weil alles viel zu lange dauere. Nun aber hat er sich besonnen und vertritt wieder seinen alten Standpunkt: „Das Tribunal kann etwas bewirken, es kann Gerechtigkeit bringen“, sagt er. „Wenn es ein Erfolg wird und die Täter bestraft werden, sind wir zufrieden.“

Die Antwort klingt eher diplomatisch als restlos überzeugt. Aber Vann Nath ist sich seiner Verantwortung als prominentester Opfervertreter bewusst. Wenn selbst er den Sinn des Tribunals öffentlich anzweifelt, beginnt dessen Legitimation wirklich zu bröckeln. Versuche, es von Anfang an tot zu reden, hat es reichlich gegeben. Ministerpräsident Hun Sen schlug noch in den 1990er Jahren vor: „Grabt ein Loch und beerdigt die Vergangenheit darin.“ Auch Ex-König Norodom Sihanouk, der 2004 seinem Sohn Norodom Sihamoni den Thron überließ, hat schon öffentlich gesagt, das Tribunal sei „reine Geldverschwendung“. Die Einigkeit zwischen dem politischen und einstigen königlichen Staatsoberhaupt kommt nicht von ungefähr. Nur mit dieser Haltung konnten sie 1996 ihre Amnestie gegen den eigentlich bereits zum Tode verurteilten „Bruder Nummer drei“, Ieng Sary, irgendwie plausibel machen.

Vann Nath will seine Vergangenheit nicht in einem Loch begraben. Er sagt, es sei seine Natur, mit anderen in Frieden leben zu wollen. Für die Fol-

terknechte aber gelte das nicht. Er will sie bestraft sehen – und zwar nicht nur die bisherigen fünf Angeklagten, sondern auch die unteren Chargen, die mit eigenen Händen gefoltert und getötet haben.

Wie grausam sie ihr Handwerk erledigten, weiß kaum jemand besser als Vann Nath – nicht, weil er alles selber gesehen hat, aber weil er, der Maler, nach der Befreiung von Tuol Sleng alles in Bilder umsetzte. Die vietnamesischen Besatzer wollten die Verbrechen der Roten Khmer ungeschönt und schonungslos zeigen. Das Museum Tuol Sleng wurde so weniger zu einer stillen Gedenkstätte als zu einer detaillierten Horror-Schau mit Folterwerkzeugen und echten Schädeln in Glasvitrinen.

12. Die Attraktivität des Grauens

Dass die Gebeine der Opfer bis heute als Anschauungsobjekte erhalten müssen, ist nach westlichen Ethik-Maßstäben kaum nachzuvollziehen. Es gibt auch in Kambodscha immer wieder Forderungen, die Knochen nach buddhistischem Ritus zu verbrennen, aber andere haben längst das Geschäft mit dem Horror entdeckt. Die Killing Fields von Choeng Ek stehen auf der Angebotsliste jedes Taxifahrers von Phnom Penh. Direkt nach dem Königspalast mit der Silberpagode sind sie die wichtigste Sehenswürdigkeit der Stadt. Tausende Schädel sind hier in einer Stupa, einem buddhistischen Denkmal, ausgestellt. Aus irgendeinem Grund steht die Glastür zur Schädelvitrine in aller Regel offen – vielleicht, damit das Glas nicht beim Fotografieren stört.

Die Stupa wirkt verstörend, aber das Grauen ist noch steigerungsfähig. Denn die Killing Fields sind nicht einfach ehemalige Schauplätze des Verbrechens, sie sind immer noch ein Massengrab. Exhumiert wurde nur ein Teil der geschätzten 17.000 Opfer, die dort einen grausigen Tod fanden. Weil es den Roten Khmer an allem mangelte, durfte für Hinrichtungen keine Munition verschwendet werden. Also wurden die Opfer mit Feldhacken und Äxten erschlagen, kleinen Kindern wurden die Schädel an Baumstämmen zerschmettert. Viele von ihnen ruhen bis heute im Lehmboden der Killing Fields. Und jede Regenzeit spült etwas mehr vom Boden weg. Knochen und Kleidungsreste treten offen zutage – ohne dass es jemanden kümmert. Nicht einmal eine einfache Absperrung hindert die Touristen daran, auf den Gräbern der Opfer herumzutampeln.

Vielen von ihnen muss es einen Nervenkitzel geben, die Orte des Schreckens zu besuchen, jedenfalls sind die kambodschanischen Fremdenführer genau darauf eingestellt. Im Umland der zweitgrößten Stadt Kambodschas, Battambang, verübten die Roten Khmer ihre Massenmorde nicht auf freiem Feld, sondern in Höhlen, den „Killing Caves“, die in der an Sehenswürdigkei-

ten eher armen Gegend den Touristen umso stärker angepriesen werden. Mein Führer ist schätzungsweise Ende 50, die mörderische Zeit der Roten Khmer dürfte er wohl miterlebt haben. Leider reicht sein Englisch nicht für ein wirkliches Gespräch. Seine Erläuterungen hat er vermutlich auswendig gelernt. Jedenfalls schildert er die Tötungstechniken der Massenmörder mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit denen die Fremdenführer von Angkor Wat die prächtigen Wandreliefs der Tempel erklären. Es scheint gar, als erwarte er von mir Signale der Anerkennung, wenn er mit immer neuen, immer höheren Opferzahlen aufwartet. Ich finde das zwar reichlich unangebracht, doch mir ist auch klar, dass allein mein Honorar für die Führung den Enthusiasmus schürt. Wenn sich die Vergangenheit auch nicht mehr ungeschehen machen lässt, so lässt sich doch immerhin Profit daraus schlagen. Sympathisanten der Roten Khmer lassen sich in Battambang jedenfalls nicht viele finden. Dafür treffe ich auffällig viele Stadtbewohner, die den Tagen des Lon-Nol-Regimes nachtrauern. Battambang war als zweitgrößte Stadt Kambodschas eine der letzten Hochburgen des US-getreuen Generals. Sein Regime galt als korrupt und unfähig. Als letzte historische Episode vor dem Horror der Roten Khmer aber ist sie vielen als goldenes Zeitalter im Gedächtnis geblieben. „Na ja“, sagt Taxifahrer Thony, „die Leute hatten immerhin genug zu essen und sie gingen in die Tempel.“ Wirklich erinnern kann er sich nicht an die Zeit, dafür war er noch zu jung. Allerdings weiß er umso besser, wie sehr der rote Terror danach seine Familie prägte. „Mein Vater und sein Bruder waren Lon-Nol-Soldaten“, erzählt Thony. „Mein Vater hat sich dumm gestellt bei den Khmer Rouge und hat überlebt. Aber sein Bruder ist ermordet worden. Wenn mein Vater heute darüber spricht, dann schreit er jedes Mal vor lauter Wut.“

Der Manager meines Hotels klinkt sich ins Gespräch ein. „Wenn über die Roten Khmer gesprochen wird, höre ich immer nur: Pol Pot“, sagt er, „aber wer war das schon? Wissen Sie, wer der größte Rote Khmer war?“ Als ich verneine, zeigt er auf eines der drei Bilder, die in Kambodscha über jeder Rezeption hängen müssen: Es ist das Foto des abgedankten Königs Sihanouk. Er hatte sich aus Verbitterung darüber, dass Lon Nol ihn abgesetzt und aus dem eigenen Reich ausgesperrt hatte, im chinesischen Exil mit den Roten Khmer verbündet. Sihanouk ist zweifellos eine höchst umstrittene Figur der kambodschanischen Geschichte. Eine so offene Kritik erlebe ich dennoch zum ersten Mal.

13. „Sie sollen herausfinden, wer schuldig ist“

Eine so heftige emotionale Reaktion auf die Vergangenheit, wie Thony sie von seinem Vater berichtet, ist selten in Kambodscha. Gefühle werden, wie

überall in Südostasien, normalerweise verborgen gehalten. Hun Hob aber, der 64-Jährige aus der Provinz Siem Reap gerät ebenfalls sofort in Rage, wenn man ihn auf die dunkle Zeit unter dem Joch der Roten Khmer anspricht. Gemeinsam mit der Bürgerberaterin Teuk Ramon machen Nou Va, Fahrer Nuon Mada und ich uns auf den Weg zu ihm ins Dorf Kouk Sramor, einen winzigen Weiler irgendwo im Nirgendwo. Hier lebt Huon Hub mit seiner Frau Mean Brom. Ein Ehepaar sind sie, weil die Roten Khmer es so wollten. Sie wurden wie viele ihrer Generation zwangsweise verheiratet. Aber darüber sprechen sie nicht so gern und wirken etwas verschämt. Der Dorfchef hatte sie füreinander ausgewählt. Gekannt hatten sie sich bis zur Hochzeit nicht. Mean Brom war gerade Witwe geworden, ihr erster Mann auf Seiten Lon Nols im Kampf gegen die Roten Khmer gefallen. Hun Hob war noch Junggeselle. Mit 100 anderen Paaren wurden sie dann in einer kargen Zeremonie getraut: Jedes Paar hatte einzeln vorzutreten und vor Angka ein kurzes Versprechen abzugeben. Besonders schön sei diese Hochzeit zwar nicht gewesen, erzählt Mean Brom, aber bereut hätten sie sie auch nicht.

„Aber nein“, bekräftigt Hun Hob, „sonst wären wir ja nicht so lange zusammen geblieben.“ Wie eine Zwangsgemeinschaft wirken die beiden wirklich nicht. Die liebenswerte Art, in der sie zanken, wenn sie sich über Einzelheiten der Vergangenheit nicht einigen können, machen sie mir unmittelbar sympathisch. Wenn Hun Hob allerdings auf die Ungerechtigkeiten zu sprechen kommt, die ihm unter den Roten Khmer widerfahren sind, überkommt ihn sichtlich die Wut. Seine Stimme wird laut und so, als wollte er es ein für alle mal in die Welt hinausschreien, deklamiert er in das Mikrofon meines Aufnahmegeräts: „Mir ist Unrecht widerfahren. Ich bin gefoltert worden. Sie haben gesagt: ‚Du bist ein reicher Mann. Du erhebst Besitzansprüche.‘ Dabei wollte ich nur meine beiden Kühe behalten.“ Als er später dabei erwischte wurde, wie er ein Stück Fleisch aus einem verendeten Wasserbüffel schnitt, habe man ihn gefesselt und für die Hinrichtung vorgesehen, erzählt Hun Hob. „Aber einer hatte Mitleid. Er hat mich gerettet. Und ich weiß bis heute seinen Namen.“

Hun Hob hat keine Angst, seine Geschichte zu erzählen. Er gehört zu den wenigen, die nicht lange überredet werden mussten, eine Klage am Tribunal einzureichen. „Sie sollen herausfinden, wer schuldig ist“, sagt der alte Reisbauer, „dann will ich versuchen, nach dem Tribunal meinen Frieden zu finden.“

14. „Sprich nicht schlecht über die anderen und richte keinen Schaden an“

Heng Monychenda lässt die Vergangenheit lieber ruhen. Als buddhistischer Theologe bemüht er sich seit Mitte der 1990er Jahre um ein friedliches

Zusammenleben in seiner Region, der Provinz Battambang, die unmittelbar an das einstige Pulverfass Pailin grenzt. „Lege Deine Waffe nieder und greife zum Dharma“, lautete der Slogan zur ersten Friedenskampagne seiner Organisation „Buddhism for Development“. Das Dharma sind die Lehren Buddhas und Waffen in der Bevölkerung gab es jede Menge nach zwei Bürgerkriegen. „Wir wollten sagen, dass Diskussionen der bessere Weg sind als Kampf“, erklärt der ehemalige Mönch. Für ihn und seine Mitstreiter galt es, die zahlreichen politischen Fraktionen, die nach Beendigung des Bürgerkriegs aus den thailändischen Flüchtlingslagern zurück nach Kambodscha strömten, zu einem friedlichen Zusammenleben zu bewegen. „Die Leute überhaupt zusammen zu bringen war uns wichtiger als zu untersuchen, welchen Background Einzelne haben“, sagt Heng. Denn den religiösen Vermittlern schlug zunächst von allen Seiten Misstrauen entgegen. „Warum sollten wir die Waffen niederlegen“, fragten uns alle“, erzählt Heng, „dann werden die Feinde uns töten.“

Um eine Annäherung zu erzielen, einigte man sich darauf, „die Vergangenheit zu akzeptieren“, wie Heng es nennt. Eigentlich wollte ich mit ihm über das Tribunal reden, doch er lehnt das Thema rigoros ab. Beim Rote-Khmer-Tribunal gehe es allein um Politik, sagt Heng, darüber wolle er sich nicht äußern. Sein Standpunkt wird aber trotzdem klar. „Die lange Zeit hat etwas Gutes“, sagt Heng etwa, „sie heilt Wunden.“ Und auch die Aufarbeitung der Rote-Khmer-Diktatur in den Schulen sieht er skeptisch. „Wir müssen erst die gegenwärtige Gewalt in den Griff kriegen“, meint er, „bevor wir mit den Kindern die vergangene diskutieren. Die heutige Generation hat eigene Probleme.“ Wenn man von „human rights“, den Menschenrechten, spreche, müsse man auch über „human rice“, also Reis für die Menschen verhandeln. Heng sorgt sich um die schwindende Moral in Kambodscha, die fehlenden Vorbilder für Kinder und die grassierende Korruption bis in die Schulen hinein als Hindernis für ihre Erziehung.

„Sprich nicht schlecht über die Anderen, und richte keinen Schaden an“, lautet eine Lebensweisheit der Buddhisten. In Battambang klingt sie verblüffend pragmatisch – wie etwas, das es hinzunehmen gilt. „Buddhismus steht nicht im Widerspruch zum weltlichen Recht und Gesetz“, stellt Heng klar. Aber etwas anderes gelte es auch zu beachten: „Dem weltlichen Gesetz kann man entgehen, dem Gesetz des Karma nicht.“

15. Epilog

Wir sind auf unserer letzten Tour durch die Reisfelder von Siem Reap. Das nächste Dorf auf der Liste ist schwerer zu finden als alle bisherigen.

Schon mehrfach hat Nou Va nach dem Weg gefragt und trotzdem sind wir wieder auf freiem Feld gelandet, ohne dass eine Siedlung in Sicht wäre. Nuon Mada steuert den Pickup sachte in Richtung einer Gruppe von Bauern, die in der Ferne auf dem Feld zu sehen sind, da klingelt Nou Vas Telefon. Er geht zum Reden raus aufs Feld und bleibt dort eine Weile. Als er sich wieder gefasst hat, überbringt er uns die schlechte Nachricht. Sein kranker Freund in Phnom Penh hat es nicht geschafft. Er starb am Abend bevor sein erster Sohn auf die Welt kam.